

Erinnerung in Text und Bild

Jürgen Egyptien (Hg.)

Erinnerung in Text und Bild

Zur Darstellbarkeit von Krieg und Holocaust
im literarischen und filmischen Schaffen
in Deutschland und Polen



Akademie Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Akademie Verlag GmbH, Berlin
Ein Wissenschaftsverlag der Oldenbourg Gruppe

www.akademie-verlag.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Einbandkonzept: hauser lacour
Einbandgestaltung: pro:design, Berlin; unter Verwendung eines Fotos: The Holocaust
Monument in Berlin, Germany (o. J.). shutterstock images.
Druck & Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

ISBN 978-3-05-005722-4
eISBN 978-3-05-005957-0

Inhaltsverzeichnis

JÜRGEN EGYPTIEN	
Einleitung	9
WOLFGANG EMMERICH	
Kein Holocaust? Die gekappte Darstellung des Zweiten Weltkriegs in der DDR-Literatur	17
GRAŻYNA BARBARA SZEWCZYK	
Die literarische Darstellung der Fahnenfluchtproblematik	33
JÜRGEN EGYPTIEN	
Zur Klassifikation und gattungstheoretischen Bestimmung des Kriegs- romans oder: Wie schreibt man über den Zweiten Weltkrieg?	43
YARA STAETS	
Ein Aufschwung in das Phantastische? Schuld-, Kriegs- und Nach- kriegsdarstellung in Georg Hensels Roman <i>Nachtfahrt</i>	51
LOTHAR PIKULIK	
Vom Teufel geholt? Thomas Manns <i>Doktor Faustus</i> und die deutsche Katastrophe	65
IRENA ŚWIATŁOWSKA	
Ein Pazifist in der amerikanischen Uniform. Klaus Mann im Zweiten Weltkrieg	83

SYLWIA SAWULSKA

Zum Mythos als Emanzipationsmodell. Schuld und Blendung im
König Ödipus von Franz Fühmann 93

MAŁGORZATA DUBROWSKA

Anna Seghers' ‚erinnerte‘ und imaginierte Erinnerung an die NS-Zeit
– die Perspektive der emigrierten Zeitzeugin 107

MIROŚLAWA CZARNECKA

Die friedfertige Frau und der Zweite Weltkrieg – Thematisierung
eines Paradigmas in der Literatur von Frauen 115

HANS-EDWIN FRIEDRICH

„Aber der Toten wegen flüchte ich mich in die unzerreißbare Kette
des Biers“ – Die Reflexion der Judenvernichtung in Herbert Achtern-
buschs Werk der achtziger Jahre 123

ZYGMUNT MIELCZAREK

Die Wiederkunft der Vergangenheit. Sebalds Gedächtnisfahrten 135

ROBERT RDUCH

Korrektur der Kriegsbilder in der Lyrik von Hans Egon Holthusen 147

EWA JAROSZ-SIENKIEWICZ

Das belagerte Breslau in den Romanen von Georg Ralph Haas, Hugo
Hartung, Walter Schimmel-Falkenau und Werner Steinberg 159

MARION BRANDT

Der Untergang Danzigs in der deutschen und polnischen Nachkriegs-
literatur 173

LOUIS FERDINAND HELBIG

Überlebensstrategien zu Zeiten des Krieges in ausgewählten deutschen
und polnischen Romanen 185

EWA JURCZYK

Die große Geschichte und der kleine Mann. Wolfgang Borcherts und
Tadeusz Borowskis Versuch der Auseinandersetzung mit dem
Trauma des Krieges 199

MAGDALENA DAROCH

Auschwitz sehen und sterben? – Besuch in einem Konzentrationslager in der deutschen und polnischen Literatur der sechziger Jahre mit Blick auf die Autoren der zweiten und dritten Generation 211

STANISŁAW GĘBALA

Tadeusz Różewicz: „Dichten nach Auschwitz“ 227

BARBARA GUTKOWSKA

Das Testament der Zeitschrift *Sztuka i Naród* (Kunst und Volk). Zur Prosa Andrzej Trzebińskis 237

ALEKSANDRA UBERTOWSKA

Die Postmoderne und die polnische Holocaustliteratur – lokale Zusammenhänge 251

BOŻENA CHOŁUJ

Ein anderes Gedächtnis? Kriegserinnerungen der Frauen im Wandel 265

HANNELORE SCHOLZ-LÜBBERING

Die Kaninchen von Ravensbrück. Erlebnisberichte von Polinnen aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück 275

ANDRZEJ SULIKOWSKI

Womit spricht die gegenwärtigen Polen Hans Graf von Lehndorffs *Ostpreußisches Tagebuch 1945–1947* an? 291

THOMAS F. SCHNEIDER

How to Treat the Germans. Emil Ludwigs politisch-publizistisches Engagement im US-amerikanischen Exil 301

JENS EBERT

Feldpostbriefe: authentische Quelle oder literarischer Text? 315

ERHARD SCHÜTZ

„...diesmal für den Film.“ Der Luftkrieg gegen Polen in der Propaganda des Nationalsozialismus 325

ANDRZEJ GWÓZDŹ

Als es noch keine deutschen Staaten gab... Kriegsbilder im deutschen
Zonenkino 1945–1949 339

TADEUSZ MICZKA

Pferde gegen Panzer. Der Kavalleriemythos im Film *Lotna* von
Andrzej Wajda 355

JUTTA RADCZEWSKI-HELBIG

Liebe im Krieg. Zu dem Film *Gruppenbild mit Dame* (1977) von
Aleksandar Petrovic nach dem gleichnamigen Roman von Heinrich
Böll 365

ZBIGNIEW FELISZEWSKI

Paweł Komorowskis und Klaus Emmerichs filmische Kriegsbilder:
Ptaki ptakom (1976) und *Die erste Polka* (1979) 373

MAREK KRYŚ

Der Zweite Weltkrieg im Film des vereinten Deutschlands 383

LEON MARKIEWICZ

Widerspiegelung der Kriegserlebnisse im Schaffen polnischer
Komponisten 395

IWONA MELSON

Benjamin Britzens *War Requiem* als musikalischer Protest gegen
den Krieg 401

Namensregister 405

JÜRGEN EGYPTIEN

Einleitung

Vom 14.–16. Oktober 2010 fand im oberschlesischen Katowice die Tagung „Der Zweite Weltkrieg in der deutschen und polnischen Literatur, im Film und in der Musik“ statt, an der über 30 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland und Polen teilgenommen haben.

Die Tagung entstand aus der Kooperation der Germanistischen Institute der Schlesischen Universität Katowice und der RWTH Aachen. Sie wurde gefördert von der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit, dem Marschall der Woiwodschaft Schlesien, pro RWTH sowie dem Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW. Allen Zuwendungsgebern, deren großzügige Unterstützung die Realisierung der Tagung ermöglichte, sei an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt.

Die Beziehung zwischen Deutschen und Polen ist zumal nach der geschichtlichen Erfahrung des Zweiten Weltkriegs von besonderer Sensibilität. Mit dem Angriff auf Polen beginnt der Zweite Weltkrieg, der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt besiegelt die Aufteilung Polens in deutsche und sowjetische Interessengebiete, nach dem Überfall auf die Sowjetunion und der Schaffung des Generalgouvernements wird das ehemalige polnische Territorium zum zentralen Schauplatz der ‚Endlösung der Judenfrage‘, die Politik der Nationalsozialisten gegenüber der polnischen Bevölkerung zielte auf ihre Degradierung zu einem Heer von Arbeitssklaven, dem der Zugang zu Bildung und Kultur verwehrt sein sollte, das Ende des Krieges führt zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Schlesien und der polnischen aus den von der SU annektierten Gebieten – verständlich also, dass man in Polen in den ersten Jahrzehnten nach 1945 zumal in öffentlichen Stellungnahmen der kommunistischen Regierung „von den Deutschen nur in Negationen spricht.“¹ Der oberschlesische Schriftsteller August Scholtis, der diese Feststellung traf, schickte 1962 seinem Bericht über eine Reise nach Polen die Bemerkung, dass der Zweite Weltkrieg nur als Gipfel der „tausendjährig blutgeschwän-

¹ August Scholtis: Reise nach Polen. Ein Bericht. München 1962, S. 205. Im Folgenden im Text zitiert als (S mit entsprechender Seitenangabe).

gerten Fehde beider leidgeprüfter Völker“ (S, 7) zu betrachten sei, voraus. Scholtis macht auf seiner Reise, die nur wenige Monate nach dem Berliner Mauerbau in eine Phase des verschärften Kalten Krieges zwischen Ost und West fällt, dennoch die Erfahrung, dass viele seiner polnischen Gesprächspartner ihm mit Offenheit begegnen. Er gibt daher seiner Hoffnung Ausdruck, dass der historische Faktor der „segenspendenden deutschen Arbeit“ (S, 205), die bis heute ihre Spuren hinterlassen hat, in das Bild vom westlichen Nachbarn integriert wird.

Die frischste Spur haben freilich die Verbrechen des Nationalsozialismus hinterlassen; keine Spur eigentlich, vielmehr Schandflecken der Entmenschlichung, Brandmale eines Höllenfeuers. Auschwitz ist das Siegel dieser Verbrechen, gleichzeitig sein konkreter historischer Ort und seine überzeitliche Chiffre.

Auf seiner Reise durch Polen hat August Scholtis auch Auschwitz einen Besuch abgestattet, dessen Vernichtungslager seine „schlimmsten Vorstellungen“ (S, 187) weit übertraf. Es ist nicht zuletzt die „schreckliche Lehre“² dieser Vergangenheit, die nach Meinung des polnischen Historikers Władisław Bartoszewski Deutsche und Polen dazu verpflichtet, Gespräch und Versöhnung zu suchen. Voraussetzung für das Gelingen dieses Gesprächs ist allerdings laut Bartoszewski, dass ein „Kanon eines notwendigen Minimalwissens“³ über den Verlauf der deutsch-polnischen Beziehungen im Zeitraum von 1933 bis 1945 existiere und beiderseits anerkannt werde. Bartoszewski zitiert in seiner Rede von 1983 ausführlich aus dem Essay *Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen* des polnischen Literaturwissenschaftlers Jan Józef Lipski, der die Notwendigkeit einer Versöhnung mit den Deutschen auch damit begründet, dass sich die polnische Nation „dem westlichen Mittelmeer-Kulturkreis zugehörig fühlt“ und „von einer Rückkehr in unser größeres Vaterland Europa“⁴ träume.

Mit der Mitgliedschaft in der europäischen Union hat sich dieser Traum für Polen zumindest politisch erfüllt. Und wenn es auch gelegentlich immer wieder Irritationen im deutsch-polnischen Verhältnis gibt, lässt sich doch konstatieren, dass die Aussöhnung zwischen beiden Völkern große Fortschritte gemacht hat. Der wesentlichste Faktor ist dabei das dichte Netz an persönlichen, sei's beruflichen, sei's privaten Kontakten, das zwischen Deutschen und Polen entstanden ist. Diese Begegnungen, für die auch die Katowicer Tagung ein Forum schuf, können dazu beitragen, aus dem Nachdenken über die gemeinsame geschichtliche Erfahrung im partnerschaftlichen Dialog Perspektiven für die gemeinsame europäische Kultur zu entwickeln.

Wolfgang Emmerich stellt in seinem Aufsatz *Kein Holocaust? Die gekappte Darstellung des Zweiten Weltkriegs in der DDR-Literatur* Überlegungen über die stupende

² Władisław Bartoszewski: Die Vergangenheit bewältigen. In: Ders.: *Aus der Geschichte lernen? Aufsätze und Reden zur Kriegs- und Nachkriegsgeschichte Polens*. Vorwort von Stanislaw Lem. München 1986 (dtv 10683), S. 326–334, hier S. 333.

³ Ebd., S. 328.

⁴ Władisław Bartoszewski: Tradition und Zukunft im Denken von Polen und Deutschen – einige Bemerkungen zur Lage. In: Ders.: *Aus der Geschichte lernen?* (Anm. 2), S. 335–343, hier S. 340.

Absenz der Holocaust-Thematik in der frühen DDR-Literatur an. Er erklärt diese Leerstelle mit dem bornierten politökonomischen Primat des Marxismus, für den der Antisemitismus bestenfalls ein ‚Nebenwiderspruch‘ war, mit dem antifaschistischen Gründungsmythos der DDR und der Umdeutung des Volks zum ‚Sieger der Geschichte‘, womit implizit die Entlastung der Massen von Schuld verbunden war. Erst Autoren wie Franz Fühmann, Jurek Becker und Christa Wolf haben dieses Schweigen aufgebrochen.

Grażyna Barbara Szewczyk geht von der Wandlung der Anerkennung aus, die die Desertion in der bundesdeutschen Öffentlichkeit gefunden hat. Sie diskutiert die Darstellung von Deserteuren in Werken von Andersch, Böll, Hugo Hartung und Gerhard Zwerenz und zeigt das Spektrum der sie leitenden Motivationen.

Jürgen Egyptien unternimmt ausgehend von der Problematisierung der Darstellbarkeit von Kriegserfahrungen den Versuch einer Typologisierung verschiedener Schreibweisen innerhalb der Gattung des deutschsprachigen Kriegsromans.

Yara Staets widmet sich Georg Hensels *Nachtfahrt* als einem originären Beispiel eines Kriegsromans, der Elemente des Magischen Realismus, des Kahlschlags und des Surrealismus kombiniert. Sie macht die Realitätsbezüge auf Krieg und Nachkrieg hinter der surrealen Einkleidung sichtbar und arbeitet die bewusste Unaufgelöstheit des Problems der Schuld als indirekte Leseraktivierung heraus.

Lothar Pikulik geht von einer Parallelisierung des Faustmenschen Leverkühn und der Faustnation Deutschland in Thomas Manns *Doktor Faustus* aus. Er begreift die Schuldthematik als genuines Künstlerproblem. Die Dialektik von Gut und Böse korrespondiert mit dem ambivalenten Status der Teufelsgestalt, die von Thomas Mann bewusst in der Schwebelage zwischen einer bloßen Chiffre und einer realen außermenschlichen Kraft gehalten wird.

Irena Światłowska zeichnet die Entwicklung von Klaus Manns politischem Denken von der Verstörung des Kindes durch den Ersten Weltkrieg bis zum Entschluss zum aktiven Widerstand in der US Army im Zweiten nach. Das Zurückscheuen vor dem Schritt in den Widerstand problematisiert Sylwia Sawulska in ihrem Beitrag über Franz Fühmanns Novelle *König Ödipus*, in der ein deutscher Offizier und im Zivilberuf Gräzistik-Professor im besetzten Griechenland das Sophokles-Stück einstudieren lässt, ohne seinen intellektuellen Vorbehalt gegen dessen rassenideologische Zurichtung wirksam werden zu lassen.

Małgorzata Dubrowska behandelt in ihrem Beitrag *Anna Seghers' ‚erinnerte‘ und imaginierte Erinnerung an die NS-Zeit* das erzählerische Unterfangen von Anna Seghers, im Exil ein authentisches Bild vom Leben im Dritten Reich zu zeichnen, in dem sich Alltag und Verfolgung unauflöslich durchmischen. Am Beispiel der beiden Versionen der Erzählung *Zwei Denkmäler* diskutiert sie das Phänomen der ‚erinnerten Erinnerung‘.

Mirosława Czarnecka demontiert in ihrem Beitrag das Bild von der friedfertigen Frau anhand von Kommentaren zu Werken von Eva Zeller, Grete Weil und Helga Schubert.

Hans-Edwin Friedrich arbeitet das Thema ‚Judenvernichtung‘ als eine Problemkonstante im Werk von Herbert Achternbusch heraus und weist hinter dessen spontan-eruptiv wirkendem Schreibverfahren das ästhetische Kalkül nach. Achternbuschs experimenteller Gestus hebt jedoch klare Identitäten und politische Zuordnungen auf.

Zygmunt Mielczarek beschreibt den Zweiten Weltkrieg als verhängnisvollen Horizont, vor dem das leidvolle Schicksal der jüdischen Figuren in W.G. Sebalds Werk sich vollzieht. Dem Erinnerungszwang und -schmerz der Verfolgten und Überlebenden wendet Sebald sich mit Empathie zu und dringt in das Innenleben der unentrinnbar Traumatisierten ein.

Robert Rduch behandelt die literarische Karriere des vor 1945 in der jungen Bundesrepublik prominenten Kritikers Hans Egon Holthusen. Mittels einer Analyse von Holthusens lyrischer Verarbeitung der eigenen Kriegserfahrung während des Dritten Reichs kann der Nachweis geführt werden, dass Holthusen sich sehr wohl einer von ihm bestrittenen ‚Entselbstung‘ schuldig gemacht hat und die Selbstkorrektur in Gedichten nach 1945 eher der Entlastung als der Reue entsprang.

Ewa Jarosz-Sienkiewicz behandelt die Schilderung der Belagerung und Evakuierung Breslaus im Roman, die sich als Untergangsszenario vollzieht. Bilder einer Trümmerlandschaft treten an die Stelle derjenigen einer westlichen Metropole.

Marion Brandt widmet sich der literarischen Darstellung des Untergangs von Danzig. Sie konfrontiert den sentimental-pathetischen Ton der Trauer um ‚Vineta‘ in der Lyrik von Vertriebenen mit der lustvollen Aggressivität der *Blechtrommel* von Günter Grass und den transhistorischen Konzepten jüngerer polnischer Autoren wie Paweł Huelle und Stefan Chwin, die Danzig in eine apokalyptische Chiffre verwandeln.

Louis-Ferdinand Helbig bietet in seinem Beitrag *Überlebensstrategien zu Zeiten des Krieges in ausgewählten deutschen und polnischen Romanen* einen Überblick über deutsche und polnische Erzählwerke, in denen das Überleben während des Kriegs als Gemenge aus Strategie und Zufall erscheint. Die eigentliche Herausforderung für die Überlebenden liege darin, ein Konzept für das Weiterleben zu finden, das das als gemeinsam erfahrene Menschliche bewahre.

Ewa Jurczyk vergleicht Kurzgeschichten von Wolfgang Borchert und Tadeusz Borowski, um an den Texten der Altersgenossen das gemeinsame Bemühen zu zeigen, in Einzelereignissen Geschichte fassbar zu machen. Beiden geht es auch um das Bewahren von Menschlichkeit in Extremsituationen, wobei Borowskis *Bei uns in Auschwitz* auch psychologischen Phänomenen wie dem ‚Hass auf die Opfer‘ nicht ausweicht.

Magdalena Daroch untersucht einige paradigmatische Texte, in denen funktionale und reale Besuche im ehemaligen KZ Auschwitz-Birkenau geschildert werden. Während etwa bei Tadeusz Różewicz in *Ausflug ins Museum* die mangelnde Vorstellungskraft durchschnittlicher Museumsbesucher diagnostiziert wird, beobachtet Peter Weiss in *Meine Ortschaft* an sich selbst die Überformung der sinnentleerten Realität durch angelesenes Wissen über die Vergangenheit.

Der Prosatext *Ausflug ins Museum* spielt auch eine wichtige Rolle in dem Beitrag von Stanisław Gębala, der an ihm die Zeugenschaft des ‚Ich sah‘ mit derjenigen des ‚Ich sah nichts‘ kontrastiert. Gębala wendet sich vor allem der Dichtung von Różewicz zu, die er als moderne kritisch-reflexive Poesie begreift, die bewusst eine Zäsur gegenüber den romantisch-ästhetisierenden Traditionen der polnischen Lyrik markiert.

Der Beitrag von Barbara Gutkowska untersucht die Programmatik der in der Zeit der deutschen Besetzung erschienenen Zeitschrift *Kunst und Volk* vor allem anhand ihres Redakteurs Andrzej Trzebiński, der sich selbst als ‚Protagonist der Epoche‘ verstand. Trzebiński unterstrich die Einbindung in Geschichte und Glauben, verknüpfte aber trotz einer konservativen Grundhaltung die Literatur mit aktivem Handeln und der Funktion, die Sprengkraft des Möglichen zu bewahren.

Aleksandra Ubertowska stellt die Erzählkonzepte einiger postmoderner polnischer Autoren vor, die sich der Holocaust-Thematik angenommen haben und in ihren Werken ‚traumatische Orte‘ entwarfen. Als verbindendes Merkmal der Romane von Andrzej Bart, Marian Pankowski und Zyta Rudzka hebt die Autorin die Gestaltung des ‚Körpers als Gedächtnisträger‘ hervor.

Als Pendant unter gender-Perspektive schließt sich daran der Beitrag von Bożena Chołuj, der von Ruth Klüger und Christina von Braun ausgehend den Blick auf polnische Beispiele weiblicher Erinnerungstexte richtet, an, in denen das im Alltag situierte Wissen mehr Aufschluss über Kriegserfahrungen liefert als historische Einordnungen.

Die Erinnerungen inhaftierter Polinnen an das KZ Ravensbrück bilden den Gegenstand des Beitrags von Hannelore Scholz-Lübbering, die auch ungedruckte Quellen auswertet. Sie zeichnet ein genaues Bild der medizinischen Experimente, denen die Polinnen ausgesetzt waren und die auf die Zerstörung ihrer weiblichen Identität zielten. Deutlich wird an den Quellen auch, wie sehr das Festhalten an der kulturellen Praxis das Überleben ermöglicht und politischen Widerstandsgeist gespeist hat. Die Verteidigung von Humanismus, Christentum und sozialer Verantwortung auf der Basis einer ethischen Grundhaltung sieht Andrzej Sulikowski als das Modell eines zivilisierten europäischen Denkens und Handelns, wie es der Arzt Hans Graf von Lehndorff während seiner schwierigen Berufsausübung in den Jahren 1945–47 in Ostpreußen praktiziert hat.

Thomas F. Schneider erinnert in seinem Beitrag an die politisch exponierte Rolle, die Emil Ludwig, bedeutender Biograph und Publizist der Weimarer Republik, aus dem amerikanischen Exil heraus für die Neuordnung Europas nach 1945 gespielt hat. Auf Grund seiner engen Kontakte zur US-Regierung war es ihm möglich, seine Überzeugung von einer deutschen Kollektivschuld in die Konzeption des re-education-Programms einfließen zu lassen.

Jens Ebert diskutiert in seinem Beitrag die Frage nach der Echtheit von edierten Feldpostbriefen, insbesondere der *Briefe aus Stalingrad*. In diesem Kontext konfrontiert er die ideologisch überformten Erinnerungen in Heinz G. Konsaliks *Arzt von Stalingrad* mit den Stalingrad-Memoiren des Arztes Horst Rocholl.

Erhard Schütz eröffnet mit seinem Aufsatz „...*diesmal für den Film.*“ *Der Luftkrieg gegen Polen in der Propaganda des Nationalsozialismus* die Reihe filmwissenschaftlicher Beiträge. An zwei Filmen des Regisseurs Hans Bertram demonstriert er, wie teils mit dokumentarischen Mitteln, teils in Anlehnung an den Spielfilm der Luftangriff auf Polen zur ideologischen Propaganda genutzt und ästhetisch stilisiert wird.

Andrzej Gwóźdź untersucht das Zonenkino der Jahre 1945–49 und kommt zu dem Befund, dass es in dieser Phase noch keine erkennbare personelle oder filmästhetische Spaltung in Ost und West gegeben habe. Er zeigt am Genre des Trümmerfilms eine Stilmischung auf, die Elemente des expressionistischen Films, der UFA-Ästhetik und des poetischen Realismus des französischen Films der 1930er Jahre amalgamiert. Der Zweite Weltkrieg fungiert zwar als Handlungsrahmen, seine historischen und sozialen Ursachen werden aber im Zonenkino weitgehend ausgeblendet.

Tadeusz Miczka widmet sich dem polnischen Regisseur Andrzej Wajda und seinem Film *Lotna*, um seine ambivalente Haltung als Kritiker und Bewahrer eines romantischen nationalen Mythos aufzuzeigen.

Jutta Radczewski-Helbig beschäftigt sich mit der Verfilmung von Heinrich Bölls Roman *Gruppenbild mit Dame*, um das darin beobachtbare Spektrum an Liebesbekundungen als Tableau von Widerstandsakten gegen die ‚Universalität des Schmerzes‘ zu deuten.

Zbigniew Feliszewski vergleicht Filme des polnischen Regisseurs Paweł Komorowski und des deutschen Regisseurs Klaus Emmerich aus den 1970er Jahren, in denen junge Menschen die Protagonisten sind. Er diskutiert, wie das ‚Spiel‘ als Darstellungsform in tragische Begebenheiten und vice versa der Krieg in Alltag und Spiel integriert wird.

Marek Kryś liefert einen Überblick über deutsche Spiel- und Fernsehfilme seit 1989, die den Zweiten Weltkrieg zum Thema haben, wobei teils populäre Produktionen von Vilsmaier, von Trotta, Schlöndorff, Färberböck oder Eichinger in den Blick kommen. Auffallend an diesen jüngeren und jüngsten Filmen ist ihre Akzentsetzung auf die letzten Kriegsjahre und ihre Öffnung für Deutsche in Opferrollen.

Die letzten beiden Beiträge sind der Musik gewidmet. Leon Markiewicz erinnert an Formen des ‚musikalischen Widerstands‘ im besetzten Warschau und bespricht Beispiele der musikalischen Verarbeitung des Weltkriegs in Kompositionen von Andrzej Panufnik und Bolesław Woytowicz. Iwona Melson würdigt das *War Requiem* von Benjamin Britten, das bei der Einweihung der wieder errichteten Kathedrale von Coventry uraufgeführt wurde.

Der vorliegende Band enthält einige Beiträge, die nicht als Vortrag gehalten wurden, wie umgekehrt manche Vorträge nicht zu Beiträgen reiften. Dennoch gäbe es diesen Band nicht ohne die Katowicer Tagung. Daher möchte ich den Katowicer Kolleginnen Grażyna Barbara Szewczyk und Renata Dampc-Jarosz meinen ausdrücklichen Dank für die Initiierung der Tagung, die perfekte Organisation und das gastfreundliche Gesprächsklima aussprechen. Die Bereitstellung von Mitteln zur Übersetzung der auf Pol-

nisch gehaltenen Vorträge bot die Voraussetzung, sie der deutschsprachigen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Für die teils aufwändige redaktionelle Bearbeitung und die Texteinrichtung, die Erstellung des Personenregisters u.v.m. gebührt meiner Mitarbeiterin Tina Winzen besonderer Dank.

WOLFGANG EMMERICH

Kein Holocaust? Die gekappte Darstellung des Zweiten Weltkriegs in der DDR-Literatur

Der Zweite Weltkrieg ist ein zentrales Thema der DDR-Literatur vor allem der Jahre 1945 bis 1965. Das gilt zumal für die erzählende Prosa, die im Mittelpunkt meiner Recherche steht. Seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre tritt das Thema zurück, ohne je ganz zu verschwinden. Was mich interessiert, ist das weitgehende Fehlen einer Darstellung des nazistischen Massenmords an den Juden in dieser Literatur – eines Geschehens, das, wie immer man es dreht und wendet, ein zentraler Bestandteil dieses Krieges war, zumindest seit dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und den damit verbundenen Massenerschießungen von Juden, an denen auch zahlreiche Angehörige der Wehrmacht beteiligt waren. Später, d.h. nach dem Vorrücken der deutschen Truppen in Richtung Osten, wechselten die Nazis bekanntlich Ort und Methode des Massenmords. Sie errichteten Vernichtungslager auf polnischem Territorium und ersetzten Erschießen durch Vergasen. Auch wenn diese zweite Phase des Holocaust (und die ihr vorausgehenden Deportationen aus vielen Ländern Europas) sich überwiegend weit hinter der Front abspielte, ist sie doch eng in das Kriegsgeschehen verwoben. Und man könnte erwarten, dass die Literatur – auch und gerade die Literatur der DDR, die sich von Anfang an als antifaschistisch verstand – sich dieses Themas annehmen würde. Das aber ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen (und die finden sich entweder **vor** 1949 oder **nach** 1965), nicht der Fall. Ich will das zunächst an einem kurzen Durchgang durch die Weltkriegsliteratur von DDR-Autoren demonstrieren und dann fragen, aus welchen Gründen die Darstellung des Zweiten Weltkriegs in der DDR-Literatur in dieser Weise gekappt ist.

I. Kriegsprosa bis Ende der sechziger Jahre

Schon vor der Gründung der DDR sind Weltkriegsromane wie *Finale Berlin* von Hans Rein (1947) oder *Der Brückenkopf* von Georg Holmsten (1948) erschienen, die noch ganz im Bann des gerade erst vergangenen Schreckens der letzten Kriegswochen stan-

den. Der Anspruch von Theodor Plieviers Roman *Stalingrad*, noch im sowjetischen Exil entstanden und gleich 1945 erschienen, reichte weiter. Mittels eines stattlichen Figurenensembles und einer Vielzahl von Episoden versuchte Plievier, ein ehemals kommunistischer Arbeiterautor, am Beispiel der größten Schlacht des Zweiten Weltkriegs die verheerende Kriegsmaschinerie und ihre tödlichen Konsequenzen umfassend darzustellen. Das Buch wurde massenhaft gelesen, allerdings umgehend von der SED verboten, als sein Autor 1947 die SBZ verließ. In diesem Roman spielt naturgemäß, bei der strikten Fokussierung auf die Schlacht von Stalingrad, das Thema Holocaust keine Rolle. Aber auch in den anderen Kriegsbüchern der älteren Autorengeneration fehlt das Thema, seien es Bodo Uhse's Romane *Leutnant Bertram* (bereits im Exil entstanden) und *Die Patrioten* (1954) oder Harald Hausers *Wo Deutschland lag ...* (1947) und Wolfgang Johos *Die Hirtenflöte* (1948). Anna Seghers' Roman *Die Toten bleiben jung* (1949) thematisiert zwar die von Deutschen in der Sowjetunion begangenen Kriegsverbrechen, der Massenmord an den Juden spielt jedoch keine Rolle.

Freilich gibt es die sogenannte *Lagerliteratur*, also überwiegend nicht- oder paraliterarische Texte, die Überlebende aus den Konzentrationslagern niedergeschrieben haben. Das sind, neben eher wenigen Romanen, Erzählungen, Theaterstücken und Gedichten, vor allem Dokumentationen, Tagebücher sowie autobiographische Berichte. Von den einzelnen Besatzungsmächten zugelassene Texte wurden zunächst, zwischen 1945 und 1947, oft in mehreren, mitunter in allen Zonen gleichermaßen lizenziert und gedruckt. So herrschte im sogenannten Lagerdiskurs in der SBZ zu Beginn noch eine gewisse „Vielstimmigkeit“, die die „unterschiedlichsten Lagererfahrungen und Deutungen [...] parallel“ zur Sprache brachte, sodass sich neben der kommunistischen oder religiösen Deutung auch die jüdische artikulieren konnte.¹

Ab 1947 kommt es dann fast zum Verschwinden der oft als monoton gescholtenen Lagerliteratur. Und nach zwischen 1947 und 1952 nur noch sporadisch erscheinenden Lagerberichten klafft – so haben die Recherchen von Thomas Taterka ergeben – zwischen 1952 und 1955 eine regelrechte Lücke. Warum das so ist, kann hier nicht dargestellt werden.² An dieser Stelle sei nur festgehalten, dass sich der Lagerdiskurs in der SBZ/DDR völlig getrennt von der Kriegsliteratur entwickelt hat – so, als ob es separate Gruppen oder Stämme des deutschen Volkes gewesen wären, die in den Krieg einer-

¹ Vgl. Thomas Taterka: „Buchenwald liegt in der Deutschen Demokratischen Republik.“ Grundzüge des Lagerdiskurses der DDR. In: LiteraturGesellschaft DDR. Kanonkämpfe und ihre Geschichte(n). Hg. v. Birgit Dahlke, Martina Langermann und Thomas Taterka. Stuttgart u. Weimar 2000, S. 312–365, hier S. 314. Zum Lagerdiskurs insgesamt vgl. Taterka: *Dante Deutsch. Studien zur Lagerliteratur*. Berlin 1999.

² Von den bekannten historischen Ereignissen erwähne ich nur die Diffamierung der sog. „Westemigranten“, den Slánsky-Prozess in der Tschechoslowakei (1951/52) und die Kampagne gegen die in der DDR ansässigen Juden und die jüdischen Gemeinden im Besonderen, die zu einem neuen Exodus führte. Für den Lagerdiskurs entscheidend sind die Machtkämpfe zwischen ‚Moskau-Emigranten‘ und ‚Konzentrationsläger‘ in der SED, an deren Ende eine vernichtende Niederlage der zweiten Gruppierung steht. Vgl. Taterka: „Buchenwald ...“ (Anm. 1), S. 315.

seits und in das Konzentrationslagersystem und seinen Massenmord andererseits verwickelt waren.

Aus der Zeit bis 1949 kenne ich nur einen einzigen literarischen Text aus dem Osten Deutschlands, in dem das Kriegsgeschehen und der Holocaust eng ineinander verwoben dargestellt sind. Es ist Stephan Hermlins Erzählung *Die Zeit der Gemeinsamkeit* von 1949, offenbar in direkter Verbindung mit dem essayistischen Text *Hier liegen die Gesetzgeber* entstanden. Thema ist der Warschauer Ghettoaufstand vom April/Mai 1943. Hermlin hatte Warschau besucht, diverse Berichte und Dokumente von Ghetto-Kämpfern zurate gezogen und daraus eine Erzählfabel konstruiert, die zeigen sollte, wie, inmitten von Tod und Vernichtung, eine kleine solidarische Gemeinschaft von mutigen Menschen entstehen kann. Ihr Menschsein erwächst gerade daraus, dass sie todesmutig kämpfen und sich nicht als wehrlose Opfer abschlagen lassen. Diese Unterscheidung leitet auch das Rasonnement von Stephan Hermlin in dem genannten Essay, wenn er bei seiner Beschreibung des Ghetto-Denkmal's dessen Vorder- und Rückseite kontrastiert. Auf der Rückseite des Denkmal's sieht der Erzähler einen Fries mit dem „Zug der Wandernden, in den Tod Wandernden, die Mütter tragen die Kinder, die Männer die Thorarollen im Arm.“ Dann aber, so fährt er fort:

Aus der Mitte der Vorderseite [...] tritt wie aus einer Bresche die Gruppe der letzten Verteidiger des Warschauer Getto: ihr Anführer, das schöne, todbereite Antlitz dem Feind zugekehrt, die Handgranate in der Linken, steigt über einen Gefallenen hinweg [...], neben ihm ein ‚bärtiger Verwundeter‘, ein ‚Jüngling mit dem Dolche‘ und ein ‚bewaffnetes Mädchen‘; hinter ihnen aber vergehen Mütter und Kinder schreiend in den Flammen.³

Der gewollte Kontrast ist eindeutig: Es gab einerseits die nur leidenden Juden, die sich widerstandslos in die Vernichtung fügten – und es gab andererseits die heldenhaft kämpfenden Juden. Trauerndes Angedenken gilt beiden, der zweiten Gruppe jedoch noch mehr als das: emphatische Bewunderung ihres beispiellosen Mutes, der sie zu Vorbildern, ja sogar ‚Gesetzgebern‘ für ein neues Zeitalter macht. In diesem Sinne ist das Ghetto-Denkmal, das der jüdische Bildhauer Daniel Rappoport geschaffen hat, für Hermlin nicht nur ein „Mal der Trauer“, sondern auch „eine Botschaft der Toten an die Lebenden.“⁴ – Liest man Hermlins Erzählung und den zur gleichen Zeit entstandenen Essay über den Warschauer Ghettoaufstand, so ahnt man die Schwierigkeiten der Defensivposition, in der sich ein sowohl jüdischer als auch kommunistischer Autor wie Hermlin in diesem historischen Augenblick 1949 befand (davon wird noch zu reden sein). Er behalf sich, indem er die heroischen jüdischen Kämpfer gegen den Nazismus

³ Stephan Hermlin: *Hier liegen die Gesetzgeber* [1949]. In: *Äußerungen 1944–1982*. Hg. v. Ulrich Dietzel. Berlin u. Weimar 1983, S. 99–104; Zitat S. 99. In der Rahmenerzählung von *Die Zeit der Gemeinsamkeit* spielt das Denkmal auch eine entscheidende Rolle für die Vergegenwärtigung des Aufstands und seiner Protagonisten, jedoch enthält sich der Erzähler hier jeglicher plakativen Äußerung. Vgl. *Die Zeit der Gemeinsamkeit/ In einer dunklen Welt. Zwei Erzählungen*. Berlin (West) 1966, S. 7–58.

⁴ Ebd., S. 99f.

in eine Reihe mit anderen antifaschistischen Widerstandskämpfern stellte und sie damit aus der passiven Opfergruppe ‚Juden‘ heraushob.⁵

Dominant wurde im Lauf der fünfziger Jahre in der DDR eine ganz andere Art der Kriegserzählung, die beim Lesepublikum sehr gut ankam, aber von den SED-Obersten ob der naturalistischen, sogenannten ‚harten Schreibweise‘ und der unterstellten ideologischen Perspektivlosigkeit gescholten wurde. Es ist der aus dem eigenen Erleben heraus geschriebene Wandlungsroman oft noch jugendlicher Wehrmachtssoldaten zumeist bürgerlicher Herkunft, die mehr oder weniger gläubig und begeistert in den Krieg zogen und ernüchert und skeptisch geworden aus ihm zurückkehrten, manche als Deserteure. In der Regel finden sie zumindest ansatzweise einen neuen, besseren Weg zurück ins Leben, und der Ort, an dem das geschieht, ist natürlich die DDR, der zukunftssträngige sozialistische Staat. Im Ausnahmefall, so in Franz Fühmanns eindrucksvoller Novelle *Kameraden* (1955) oder in Rudolf Bartschs (geboren 1929) *Geliebt bis ans bittere Ende* (1958), kann der schmerzhaft Wandlungsprozess des Protagonisten allerdings auch mit seinem Tod enden, der als tragische Katharsis akzentuiert ist. So entsteht in der ostdeutschen Literaturgesellschaft gleichsam eine Variante von ‚Ankunftsliteratur‘ *avant la lettre*: Die ehemals Verführten und Irrenden finden in der DDR ihre wahre Heimat. Sie mutieren zu „Siegern der Geschichte“ (zu diesem DDR-Slogan später) und kommen, wenn auch auf Umwegen und nicht ohne Schmerzen, im Sozialismus an. Die Verfasser dieser Art Kriegsprosa sind mit zwei Ausnahmen alle zwischen 1922 und 1930 geboren, die meisten in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, und waren Soldaten der Wehrmacht oder Flakhelfer.

Ich will erst später etwas zum besonderen Profil dieser Angehörigen der sogenannten Aufbaugeneration und den Folgen für den Weltkriegsdiskurs sagen. Hier seien, nach Fühmann und Bartsch, nur noch die anderen wichtigen Namen und Werke erwähnt, die dem erwähnten Muster folgen und den Weltkriegsdiskurs der DDR-Literatur zwischen 1950 und 1960 dominieren. Es sind Erich Loest (geboren 1926) mit *Jungen, die übrig blieben* (bereits 1950 erschienen und nach Loests Verhaftung 1956 aus dem Verkehr gezogen), Karl Mundstock (als Jahrgang 1915 der Zweitälteste) mit den Erzählungen *Bis zum letzten Mann* (1956) und *Die Stunde des Dietrich Conradi* (1958), Herbert Otto (Jahrgang 1925) mit dem Roman *Die Lüge* (1956), Werner Steinberg (der Älteste, geboren 1913) mit dem Roman *Als die Uhren stehenblieben* (1957), Harry Thürk (Jahrgang 1927) mit dem Roman *Die Stunde der toten Augen* (1957) und Egon Günther (geboren 1927) mit dem Roman *Der kretische Krieg* (1957). Auch Fühmanns Novellensammlung *König Ödipus* von 1966 zählt noch dazu, in der die persönliche Schuld und deren Verdrängung im Bewusstsein dreier in Griechenland stationierter Wehr-

⁵ Vgl. auch Hermlins semidokumentarische Darstellung von deutschen Widerstandskämpfern, betitelt *Die Erste Reihe*. Berlin (Ost) 1951, die auch Juden einschließt. Allerdings sind von dreißig Porträts von Widerständlern nur zwei Kämpfern jüdischer Herkunft gewidmet, und Hermlin betont, wie Thomas C. Fox treffend feststellt, „not their Jewishness, but their Communism.“ Fox: *Stated Memory. East Germany and the Holocaust*. Rochester/NY 1999, S. 101.

machtsangehöriger thematisiert sind: Sie bekämpfen tagsüber Partisanen mit äußerster Brutalität und proben abends Sophokles' Ödipus-Tragödie.⁶

Das mit Abstand erfolgreichste Kriegsbuch nach dem Muster der existenziellen Wandlung erschien zu Ende dieses Jahrzehnts. Es ist Dieter Nolls Roman *Die Abenteuer des Werner Holt*, wobei es mir hier nur um den ersten Band (von dreien) mit dem Untertitel *Roman einer Jugend* von 1960 geht, dessen Handlungszeit vom Mai 1943 bis zum April 1945 reicht. Übrigens war die Mutter des 1927 geborenen Noll eine sogenannte Halbjüdin, die von den Nazis in schlimmer Weise schikaniert wurde, den Krieg jedoch überlebte.⁷ Nolls Roman wurde binnen weniger Jahre zum nie überbotenen Best- und Longseller in der DDR. Er verdient im Kontext der vorliegenden Untersuchung besondere Beachtung, weil er als einziger der hier genannten den Massenmord an den Juden über 540 Seiten hin wiederholt leitmotivisch einsetzt, um den nazigläubigen 17 bis 18jährigen Flakhelfer und späteren Soldaten Werner Holt schrittweise zur Besinnung kommen zu lassen. So liest man z.B.:

Eine grauenhafte Beklemmung überkam Holt. Fernes, ganz fernes Gemunkel verdichtete sich ... ‚Rede nicht darüber‘, hörte er sie sagen. ‚Im Generalgouvernement bringen sie die Polen und Juden zu Hunderttausenden um, die SS macht das. Ziesche nennt es ‚Schwächung einer minderwertigen Rasse.‘ ‚Die Juden sind schon so gut wie ausgerottet.‘ – Minderwertige Rasse. Nordischer Herrenmensch. Jude und Arier. So sieht das also aus, dachte er wie gelähmt.⁸

Und an anderer Stelle:

Ich weiß alles. Kommunisten werden hingerichtet, Juden mit Giftgas erstickt, Kriegsgefangene geschlagen und zu Tode gehungert, Polenkinder ins Reich verschleppt, Ukrainer ins Ruhrgebiet deportiert, junge Mädchen erschossen, Partisanen zu Tode gefoltert. [...] Ich weiß es nicht nur, dachte er, sondern: Etwas davon ist auch in mir. Etwas? Ich mach alles mit. Wenn Böhm befohlen hätte: Erschieß sie!, ich hätte sie erschossen.⁹

Am Ende ahnt der Leser, dass der irregeleitete Romanheld, am Rande auch durch die schockierenden Informationen über nazistische Massenmorde, auf dem Boden der späteren DDR zum verlässlichen Sozialisten reifen wird: ein „Sieger der Geschichte“. Immerhin: Nolls Roman spricht vom deutschen Massenmord an den Juden als Bestandteil des Weltkriegs, und das ist mehr als in allen anderen Kriegsromanen und -erzählungen, in denen zumeist nicht einmal das Wort Jude vorkommt.

⁶ Zu Fühmanns Adaptation des Ödipus-Stoffes vgl. den Aufsatz *Zum Mythos als Emanzipationsmodell* von Sylwia Sawulska in diesem Band.

⁷ Vgl. dazu Jürgen Nitsche: Nolls „halbjüdische“ Mutter. Ein deutsches Familiendrama. In: *Literarisches Chemnitz. Autoren – Werke – Tendenzen*. Hg. v. Wolfgang Emmerich und Bernd Leistner. Chemnitz 2008, S. 97–99.

⁸ Vgl. Dieter Noll: *Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend* [1960]. Bremen o.J., S. 191.

⁹ Ebd., S. 395. Weitere einschlägige Stellen finden sich auf den Seiten 190f., 199f., 257, 203f., 257, 260f., 385–388, 395f., 458–460 und 498–500.

Wendet man den Blick von der Kriegsliteratur im eigentlichen Sinne ab und fragt, ob denn anderswo in der DDR-Literatur die Shoah thematisch geworden sei, so tut sich auch da eine Leerstelle auf. Lässt man Revue passieren, was sich als eine Art Kanon aus 40 Jahren DDR-Literatur herausgebildet hat, dann ist der Befund eindeutig: Der Holocaust ist kein zentrales Thema der DDR-Literatur – auch nicht ihrer zahlreichen jüdischen Autoren. Das gilt schon für die älteren unter diesen wie Arnold Zweig, Rudolf Leonhard, Friedrich Wolf und Anna Seghers, und ebenso für die jüdischen Autoren der nächsten, um 1910–15 geborenen Generation wie Louis Fürnberg und Stefan Heym (die Ausnahme Hermlin nannte ich) und schließlich auch für die (damals) jüngeren und jüngsten Autoren jüdischer Herkunft wie Wolf Biermann und Thomas Brasch. Die eher späten Ausnahmen sind Jurek Becker mit *Jakob der Lügner* (zu ihm später), Fred Wander (ein österreichischer Kommunist jüdischer Herkunft vom Jahrgang 1917) mit seinem jüdischen Lagerhäftlingen gewidmeten Prosaband *Der siebente Brunnen* von 1971, und der Lyriker Günter Kunert, vor allem mit dem eindrucksvollen Shoah-Gedicht *Wenn die Feuer verloschen sind*. Auch einige nichtjüdische Lyriker wie René Schwachhofer, Johannes Bobrowski, Jens Gerlach (*Jüdische Chronik*) und Sarah Kirsch (*Legende über Lilja*) sind zu nennen, von denen es ungefähr zwei Dutzend Gedichte zum Thema Holocaust aus den fünfziger und sechziger Jahren gibt. Auch die beiden Stücke *Prozeß in Nürnberg* (1968) und *Geschichte vom Moischele* (1970) von Rolf Schneider weichen dem Thema nicht aus. Schließlich ist eine umfangreiche, international orientierte Gedichtsammlung von 1968 zu nennen: *Welch Wort in die Kälte gerufen. Gedichte zur nationalsozialistischen Judenverfolgung*, herausgegeben von Heinz Seydel. Um 1970 herum erreicht das Thema Holocaust in der DDR-Literatur also eine gewisse Verbreitung, aber weiterhin gilt: Keiner und keine der renommierten DDR-Autorinnen und -Autoren (von Becker abgesehen) hat einen wesentlichen Beitrag zur internationalen Holocaust-Literatur geleistet.¹⁰

II. Ursachenforschung

Nach dieser Bestandsaufnahme ist nach den möglichen Ursachen zu fragen. Eine solche thematische Leerstelle muss nicht nur schlechte Gründe haben. So könnten auch bei DDR-Autoren Skrupel entstanden sein, was die Darstellbarkeit des nazistischen Mas-

¹⁰ Vgl. zum Thema u.a. Nancy Lauckner: *The Treatment of Holocaust Themes in GDR Fiction from the Late 1960s to the Mid-1970s: A Survey*. In: *Studies in GDR Culture and Society*. Hg. v. Margy Gerber u.a. Washington DC 1981, S. 141–154; Thomas C. Fox: *A ‚Jewish Question‘ in GDR Literature?* In: *German Life & Letters* 44 (1990/91), S. 57–70, Paul O’Doherty: *The Portrayal of Jews in GDR Prose Fiction*. Amsterdam/Atlanta 1997; und Thomas C. Fox: *Stated Memory. East Germany and the Holocaust*. Rochester/ NY 1999. Kaum Aufschluss geben hingegen Ruth Angress: *A ‚Jewish Problem‘ in German Postwar Fiction*. In: *Modern Judaism* 5 (1988), S. 115–133, die sich fast ausschließlich auf westdeutsche Autoren beschränkt, und Heidi Müller: *Die Judendarstellung in der deutschsprachigen Erzählprosa (1945–1981)*. Königstein/Ts. 1984, die sich nur auf nichtjüdische Autoren bezieht und dabei auch nur wenige DDR-Autoren berücksichtigt.

senmords mit den Mitteln der Kunst angeht. Seit Adornos bekanntem Verdikt galt Lyrik nach Auschwitz weithin als „barbarisch.“¹¹ Ein Argument gegen Holocaust-Literatur liegt auch in dem schrecklichen Satz, der gelegentlich Adolf Eichmann zugeschrieben wird: „100 Tote sind eine Katastrophe, eine Million Tote sind eine Statistik.“¹² Für die Literatur, ja, für alle Künste, erzeugte Auschwitz das Dilemma, ein Verbrechen, ein Leiden, ein Sterben sinnlich, imaginativ, in sprachlichen Zeichen ausdrücken zu sollen, das sich menschlicher Vorstellungskraft entzieht. So notierte Bertolt Brecht am 25. Mai 1950 in seinem *Arbeitsjournal*: „mit anna [Seghers] und tschesno [Michael Tschesno-Hell] bei ILJA EHRENBURG [...] wir sprechen davon, daß beim anblick von auschwitz die literatur in ohnmacht fällt.“¹³

In der Tat konnte eines nach 1945 nicht mehr funktionieren: was Auschwitz war, schlicht *abbildend*, in Bildern fassen zu wollen, wie es die Literatur bis dato mit ihren Gegenständen in der Regel getan hatte. Das konnte nur zu einer Verdopplung der absoluten Sinnlosigkeit und Leere führen, die die Welt der Vernichtungslager von Beginn an war.

Man darf allerdings fragen, ob die DDR nicht zumindest eine Literatur, geschrieben im Bewusstsein des Holocaust, „von diesem Datum her“ und „auf dieses Datum zu“ (um es mit Paul Celan zu sagen¹⁴) hervorgebracht habe; oder, mit den Worten Amir Eshels, „im Angesicht der Shoah“¹⁵. Es wäre eine Literatur wie die Lyrik Celans, in der das Skandalon des Holocaust permanent anwesend ist, ohne dass das, was geschah, realistisch ereignishaft abgezeichnet würde. Aber nein, auch davon kann in der Breite nicht die Rede sein. Ich wiederhole es: Es klafft weithin eine Leerstelle. Die meisten Schriftsteller der DDR – und gerade diejenigen, deren obsessives Thema der Krieg ist – schreiben über vier Jahrzehnte hin, als ob es den Holocaust nie gegeben hätte. Das gilt übrigens auch für fast alle, die irgendwann im Lauf von vier Jahrzehnten DDR-Dissidenten wurden.¹⁶

¹¹ Vgl. Theodor W. Adorno: *Kulturkritik und Gesellschaft* [1951]. Zitiert nach: *Lyrik nach Auschwitz? Adorno und die Dichter*. Hg. v. Petra Kiedaisch. Stuttgart 1995, S. 27–49, hier S. 49.

¹² Von Eberhard Fechner aus Eichmanns unveröffentlichten Memoiren zitiert in seinem Fernsehfilm *Majdanek*. Teil II (zuerst am 25. November 1984 von NDR 3 gesendet).

¹³ Bertolt Brecht: *Arbeitsjournal*. Bd. 2 (1942–1955). Hg. v. Werner Hecht. Frankfurt/Main 1973, S. 925.

¹⁴ Paul Celan: *Der Meridian*. In: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*. Hg. v. Beda Allemann und Stefan Reichert unter Mitwirkung von Rudolf Bücher. Bd. 3: *Gedichte III – Prosa – Reden*. Frankfurt/Main 1983, S. 187–202, hier S. 196.

¹⁵ Amir Eshel: *Zeit der Zäsur. Jüdische Dichter im Angesicht der Shoah*. Heidelberg 1999.

¹⁶ Auf ein mögliches Missverständnis ist allerdings hinzuweisen: Die Frage nach dem Holocaust als Thema der DDR-Literatur ist nicht identisch mit der Frage nach dem Vorkommen von Juden in der DDR-Literatur. Der irische Germanist Paul O'Doherty hat in seiner Studie *The Portrayal of Jews in GDR Prose Fiction* (vgl. Anm. 10) gezeigt, dass sich, zumindest in der erzählenden Literatur der DDR, eine nicht geringe Zahl jüdischer Protagonisten finden lässt, so u.a. in Texten von Willi Breidel, Anna Seghers, Martin Gregor (-Dellin), Arnold Zweig, Max Walter Schulz, Johannes Bobrowski, Werner Heiduczek, Peter Edel, Stefan Heym, Jurek Becker, Günter Kunert, Rudolf Hirsch

So wiederhole ich meine Frage: Was waren die Ursachen für die lang anhaltende Aussparung des Holocaust aus der DDR-Literatur insgesamt und speziell der Kriegsprosa? Ich versuche im Folgenden, diese Frage so knapp wie möglich zu beantworten.

1. Der reale Kommunismus und Sozialismus hing seit der späten Weimarer Republik einer bornierten Vorstellung von Faschismus/Nationalsozialismus an, die der Aufrechterhaltung der kapitalistisch-imperialistischen Herrschaft die absolute Priorität beimaß und dem Rassen-Antisemitismus der Nazis dementsprechend nur beiläufigen Charakter zuerkannte. Oder in den Worten von Thomas C. Fox: „a *grand récit* driven by economic determinism cannot explain racially-motivated genocide[.]“¹⁷ Dieser gleichsam halbierte marxistische Rationalismus, der eine katastrophale Unterschätzung irrationaler Elemente der NS-Bewegung, vor allem des auf Vernichtung zielenden Antisemitismus, zur Folge hatte, schlug auch in der Literatur um 1930/33 Wurzeln, wie vor allem das Beispiel Bertolt Brecht und sein Stück *Die Rundköpfe und die Spitzköpfe* lehrt (von weniger klangvollen Namen sei hier abgesehen).¹⁸ Der politökonomisch bornierte mar-

und Helga Königsdorf. Die jüdischen Gestalten aus den Büchern dieser Autoren entstammen entweder der Mythologie und älteren Historie (wie bei Heym) oder, häufiger, der Zeitgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht selten im Gewand des Familienromans. Der Bezug zur nazistischen Gewaltherrschaft ist meist gegeben, wobei Juden regelhaft als passive Opfer ohne politische Identität dargestellt werden. Eine Ausnahme markieren, wie gesagt, die frühen Texte Hermilins. So kann O'Doherty mit einem gewissen Recht bilanzieren: „the Jewish element was an ever present one in GDR literature“. Er muss aber einschränkend feststellen, dass in der DDR-Literatur über die Nazizeit durchweg „passive Jews“ in der Rolle von Opfern begegnen und nur Kommunisten organisierten Widerstand leisten (vgl. S. 15 und 96). Auch weist er, auf eine Vielzahl guter Belege gestützt, darauf hin, dass Literaturwissenschaft und Literaturkritik der DDR gleichbleibend über die Jahrzehnte das Vorkommen von Juden in der Literatur ihres Landes ignorierten, ja, in einschlägigen Rezensionen diese Protagonisten ihrer jüdischen Identität regelrecht entkleideten. Nicht selten wurden ausführliche Studien über *Das Thema Krieg und Faschismus in der Geschichte der DDR-Literatur* – so der Titel eines Aufsatzes von Therese Hörnigk in: Weimarer Beiträge 24 (1978), S. 73–105; ähnlich Christel Berger: *Gewissensfrage Antifaschismus*. Berlin 1990 – veröffentlicht, in denen keinerlei Bezug zu jüdischen Themen oder Figuren hergestellt wird, vom Holocaust ganz zu schweigen.

¹⁷ Fox: *Stated Memory* (Anm. 10), S. 146.

¹⁸ Brechts noch stark in der Tradition der Lehrstücke stehende theatralische Parabel *Die Rundköpfe und die Spitzköpfe*, entstanden 1932–34, trägt den Untertitel *Reich und reich gesellt sich gern*. Dieses verballhornte Sprichwort enthält bereits die entscheidende Pointe, nämlich: Am Ende halten die Reichen, egal ob Rundköpfe (ist gleich Arier, im Stück Tschuchen genannt) oder Spitzköpfe (ist gleich Juden, im Stück Tschichen genannt), zusammen, und ihre zeitweilige Feindschaft aus ‚rassischen‘ Gründen entpuppt sich als ein bloßer Nebenwiderspruch, der, wenn es ums Ganze geht, vernachlässigbar ist. – Brecht hat das Stück, das seine Uraufführung 1936 in Kopenhagen erlebte, nach 1938 nicht mehr weiterbearbeitet, aber auch nicht verworfen. Zu seinen Lebzeiten gab es keine weitere Aufführung. War ihm bewusst geworden, dass die Pointe dieses Stücks die Wirklichkeit der NS-Herrschaft, gipfelnd im Holocaust, verfehlte? Für eine solche Einsicht gibt es freilich keine Belege. Immerhin gehört das Stück bis heute zu den am wenigsten gespielten von Brecht. Die Brecht-Forschung aus der DDR hat dem Verfehlten von Brechts Konzeption des Nazismus, vor al-

xistische Rationalismus ist eine der Grundlagen dafür, dass sich die ostdeutsche Literatur nach 1945 gegenüber dem Holocaust ignorant verhält.

2. Eng verbunden mit dieser politökonomisch verengten Vorstellung von Nationalsozialismus ist schon während des Krieges und vermehrt nach Kriegsende die Schaffung des ‚Gründungsmythos Antifaschismus‘, an den der neue Staat DDR ‚ansippte‘, mit Herfried Münkler zu sprechen.¹⁹ In diesen Gründungsmythos wurde als Kern der Widerstand in den (deutschen) Konzentrationslagern eingelagert, wobei dieser in seinen Dimensionen und seiner Wirksamkeit weit übertrieben und – dies vor allem – auf den der Kommunisten verengt wurde. Dieser mit einer irrigen Faschismustheorie eng verzahnte Begriff von Antifaschismus, verstanden als erfolgreicher proletarischer Widerstand, hatte zur Folge, dass nunmehr, wie vorher schon der rassistische Antisemitismus der Nazis, auch der von diesen praktizierte Massenmord an den Juden ausgeblendet werden musste. Das hatte zeitweise fatale, heute kaum glaubliche Folgen. So wird in einem Bericht über die erste Vollsitzung des kommunistisch dominierten Hauptausschusses ‚Opfer des Faschismus‘ vom 3. Juli 1945 in Berlin der (zu diesem Zeitpunkt) Mehrheitsmeinung Ausdruck gegeben, dass nicht allen, die unter den Nazis gelitten hätten, das Prädikat ‚Opfer des Faschismus‘ zukomme. Vergleichbar den Soldaten der Wehrmacht, den Ausgebombten oder den Bibelforschern hätten die Juden „geduldet und Schweres erlitten, aber sie haben nicht gekämpft! Diesen Menschen wird und muß im Rahmen der allgemeinen Fürsorge geholfen werden.“²⁰ Zwar wurde diese Maßgabe

lem seiner katastrophalen Unterschätzung des Rassenantisemitismus, lauthals akklamiert, so Werner Mittenzwei in seinem als Standardwerk geltenden Brecht-Buch von 1962. Dort heißt es: Brecht „charakterisierte den Faschismus richtig als eine vom Finanzkapital ausgestaffierte Marionette.“ Er habe treffend „Hitlers Rassenhetze als ein Mittel“ dargestellt, „mit dem die imperialistischen Kräfte in Deutschland das ausgebeutete Volk von den wahren Ursachen seiner Verelendung abzulenken versuchten.“ (Werner Mittenzwei: Bertolt Brecht. Von der „Maßnahme“ zu „Leben des Galilei“. Berlin (Ost) 1962, S. 156f.). Dass sich am Ende Hitlers Rassenhetze als alles andere denn ein ‚Ablenkungsmanöver‘ entpuppte, wird, ganz im Sinne des SED-Bildes vom Nazismus, einfach ignoriert. – Die westliche Brecht-Forschung hat dagegen das Stück eher verlegen registriert, es ignoriert oder sogar Brechts Konzept des deutschen Faschismus naiv beigepflichtet. Vgl. z.B. das Brecht-Handbuch. Bd. 1. Theater. Hg. v. Jan Knopf. Stuttgart 1972, S. 130–132; oder Klaus Völker: Bertolt Brecht. Eine Biographie. München u. Wien 1976, S. 250–252. Eine Ausnahme markiert der Aufsatz von David Bathrick: A One-Sided History: Brecht’s Hitler Plays. In: Literature and History. Hg. v. Leonard Schulze und Walter Wetzels. Lanham/MD u.a. 1983, S. 181–196. Anders glücklicherweise auch der von Stefan Kirsch verfasste Eintrag im neuen Brecht-Lexikon. Hg. v. Ana Kugli und Michael Opitz. Stuttgart u. Weimar 2006, S. 89f. Hier wird Brechts Sich-Festklammern an der sogenannten Dimitroff-Formel deutlich kritisiert und auch seine Antisemitismustheorie als verharmlosend bezeichnet.

¹⁹ Vgl. Herfried Münkler: Politische Mythen der DDR. In: Jahrbuch 1996 der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, S. 123–156, und in zwei weiteren Versionen von 1996 und 1998. – Vgl. auch Wolfgang Emmerich: Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Ausgabe. Leipzig 1996, S. 34–39.

²⁰ Deutsche Volkszeitung (DVZ) Nr. 18 vom 3. Juli 1945; zitiert nach Olaf Groehler: Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der DDR. In: Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang

noch im September 1945 revidiert, aber sie zeigt denkbar deutlich die geradezu verächtliche Haltung der Kommunisten gegenüber den jüdischen Opfern. Hinzu kommen, zumindest bis zur Mitte der fünfziger Jahre, antisemitische Tendenzen aus der Sowjetunion unter Stalin (kulminierend in den berühmten Prozessen zwischen 1950 und 1953, vor allem in der Tschechoslowakei), deren (schwächere) Ausläufer auch die DDR erreichten. So gilt, mit Jeffrey Herf: „In the entire history of German Communism, Anti-Semitism and the Jewish catastrophe remained marginal to the master narrative of class struggle, resistance, and redemption.“²¹ Der Holocaust wurde nicht gelehrt, aber er wurde kleingemacht und an den Rand gedrängt. Seine katastrophalen Dimensionen blieben für DDR-Bürger, unter ihnen Millionen heranwachsende Jugendliche, im Dunkeln. Die auf polnischem Staatsgebiet liegenden Vernichtungslager waren nur schattenhaft bekannt.²²

3. Eine – erwünschte – Folge des antifaschistischen Gründungsmythos war, dass man sich des Problems einer massenhaften Täterschaft (und damit einhergehend: eines massenhaften Mitläufertums) entledigte. Die Naziverbrechen wurden einer überschaubaren Gruppe krimineller Einzeltäter und ihren kapitalistischen Drahtziehern zugeschoben, wohingegen dem Volk der Status der verführten Unschuld zugesprochen wurde, ja, es am Ende sogar zum „Sieger der Geschichte“ erklärt wurde. Stephan Hermlin brachte die Sache auf den Punkt, wenn er 1979 in einem Gespräch mit Klaus Wagenbach feststellte:

Man ernannte sich selbst zum Sieger der Geschichte. Diese Formel breitete sich sofort aus, wie ein Kreisel in einem Wasser, in das man einen Stein geworfen hat, jeder Bürger der DDR konnte sich nun als Sieger der Geschichte fühlen. Dadurch, daß man dem Volk diese Schmei-

mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten. Hg. v. Ulrich Herbert u. Olaf Groehler. Hamburg 1992, S. 41–66, hier S. 43.

²¹ Jeffrey Herf: German Communism, the Discourse of ‚Antifascist Resistance‘, and the Jewish Catastrophe. In: Resistance against the Third Reich 1933–1990. Hg. v. Michael Geyer. Chicago/IL 1994, S. 257–294, hier S. 294; vgl. ausführlicher zum Thema Herfs Buch *Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanys*. Cambridge/MS 1997.

²² Vgl. hierzu instruktiv Olaf Groehler: Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der DDR (Anm. 20), S. 41–66. Danach hat sich eine (schmale) DDR-Historiographie zum Holocaust erst seit Mitte der sechziger Jahre entwickelt, so vor allem durch das von dem jüdischen Publizisten Helmut Eschwege herausgegebene Buch *Kennzeichen J. Bilder, Dokumente, Berichte zur Geschichte der Verbrechen des Hitler-Faschismus an den deutschen Juden 1933–1945*. Berlin (Ost) 1966, sowie durch die Studien von Kurt Pätzold, u.a. den von ihm herausgegebenen Band *Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933 bis 1945*. Leipzig 1983; und durch den Sammelband *Der gelbe Fleck. Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte*. Essays. Berlin (Ost) 1987. Thomas C. Fox folgt im Wesentlichen der Darstellung Groehlers, spitzt sie aber noch stärker kritisch zu; vgl. Fox: *Stated Memory* (Anm. 10), S. 21–38.

chelei sagte und es entlastete, war es dann auch leichter zu regieren. Es ist schwer, auf die Dauer Leute zu regieren, die sich irgendwie schuldig fühlen.²³

So, wie die realsozialistische Geschichtsdeutung mit der ihr eigenen Genealogie und Teleologie in Verbindung mit einer rigiden Machtpolitik für die Ausblendung des Holocaust den Grund gelegt hat, so hat auch die Literatur, deren Stellenwert im Land ja über Jahrzehnte sehr hoch war, wirkmächtig dazu beigetragen, eine solche Ignoranz gegenüber dem Holocaust in den Köpfen ihrer Leser zu befestigen. Das gilt auch und gerade für die Kriegsliteratur.

4. Neben diesen DDR-eigenen respektive dem Kommunismus immanenten Gründen lässt sich eine weitere Ursache benennen, warum gerade die (seinerzeit) jüngeren DDR-Autoren das Thema Holocaust mieden und lange auch nicht im Bewusstsein desselben schrieben. Bei den älteren jüdischen Autoren, von Zweig und Seghers bis zu Heym und Hermlin, die alle Kommunisten waren, ist der Drang unverkennbar (und im Einzelnen nachgewiesen), sich der ungeliebten jüdischen Identität endgültig zu entledigen und an deren Stelle die kommunistische politische Identität zu setzen, und zwar absolut. – Ganz anders die (damals) *jüngeren und jüngsten nichtjüdischen Autoren*. Die Männer unter ihnen waren, wie bereits erwähnt, überwiegend Angehörige der Wehrmacht gewesen, so der sogenannte ‚Volksschriftsteller‘ Erwin Strittmatter (geboren 1912; er diente in einer der SS unterstellten Einheit der sogenannten Ordnungspolizei u.a. in Jugoslawien und Griechenland, was erst im Juni des Jahres 2008 bekannt wurde)²⁴ sowie Franz Fühmann und Max Walter Schulz (beide vom Jahrgang 1922). Auch Hermann Kant, Erich Loest, Günter de Bruyn, Werner Heiduczek, Harry Thürk und Dieter Noll (alle 1926/27 geboren) und die anderen Verfasser von Weltkrieg-II-Prosa gehören in diese Reihe. Am Anfang standen bei diesen ehemaligen Mitläufern des Nationalsozialismus Verstörung, Scham, Erschütterung, Schuldbewusstsein – und ihnen gegenüber (so konnte es scheinen) ein gerechter, großzügiger Sieger in Gestalt der Sowjetunion; in der Heimat dann eine Sozialistische Einheitspartei (an ihrer Spitze antifaschistische Widerstandskämpfer und Exilierte, unbezweifelbar legitimiert durch entbehrungsreiche KZ- und Zuchthausaufenthalte oder den Verlust der Heimat), die die versöhnende Hand

²³ Wo sind wir zuhause? Gespräch [von Klaus Wagenbach] mit Stephan Hermlin, in: *Freibeuter*. Vierteljahrszeitschrift für Politik und Kultur 1 (1979), Heft 1, S. 47–55, hier S. 49f. Hermlin hatte 25 Jahre zuvor, im Jahre 1953, selbst noch emphatisch die Überzeugung vorgetragen, der Holocaust sei „der unaustilgbare Makel einer Menschengruppe, die der Bestialität verfiel“ – und damit die Masse der Mittäter und Mitläufer indirekt exkulpiert; vgl. Hermlin: *Auschwitz ist unvergessen* [1953]. In: *Äußerungen 1944–1982* (Anm. 3), S. 85–89, hier S. 89. Vgl. auch Wolfgang Emmerich: *Der ganz gewöhnliche Faschismus. Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in der neueren DDR-Literatur*. In: *DDR Report. Referatezeitschrift zur politischen Bildung* 6 (Juni 1980), S. 361–365.

²⁴ Vgl. zuerst Werner Liersch: *Erwin Strittmatters unbekannter Krieg*. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 9.6.2008; und die daran anschließende Mediendebatte, treffend analysiert von Frank Hoffmann und Silke Flegel: *Autobiografie und Dichtung. Die Sommer-Debatte um Erwin Strittmatter*. In: *Deutschland Archiv* 41 (2008), S. 973–979.

ausstreckte, Absolution erteilte und die ‚Überläufer‘ gleich noch handstreichartig zu – das Wort fiel bereits mehrfach – „Siegern der Geschichte“ erklärte. Im Doppel-Gründungsmythos Antifaschismus/Sozialismus bot sich ein neuer Glaube, ein neues geschlossenes Weltbild an, welches das alte, jetzt obsolete, weil schuldbelegte Weltbild ersetzte.²⁵ Das Geschehen des Holocaust freilich passte nicht in dieses neue Sinnkonstrukt. Es blieb einfach draußen.

III. Kriegsgeneration Ost-West und ein Ausblick in die folgenden Jahrzehnte

Nun darf man nicht verkennen, dass es zu dieser Autorengruppierung der frühen DDR ein stattliches Pendant in der jungen Bundesrepublik gibt. Es sind die überwiegend männlichen Autoren der Gruppe 47, von denen die meisten, u.a. Hans Werner Richter, Alfred Andersch, Günter Eich, Heinrich Böll, Walter Höllerer, Siegfried Lenz, Günter Grass und Martin Walser, ebenfalls Soldaten oder Flakhelfer gewesen waren. Auch sie verstanden sich – ohne dass eine Staats- oder Parteidoktrin sie dazu verpflichtete – mit mehr oder weniger Recht als genuine Antifaschisten, obwohl doch nicht wenige von ihnen wenn schon keine explizite Schuld, so doch ein beträchtliches „Schuldwissen“²⁶ als Gepäck aus dem Zweiten Weltkrieg heimbrachten. Der Holocaust als die entscheidende Katastrophe der Epoche, als der „Zivilisationsbruch“ schlechthin (Dan Diner), beschäftigte für lange Zeit keinen von ihnen wesentlich. Maß aller Dinge war ihre eigene, in der Regel begrenzte Kriegserfahrung und die Autosuggestion, legitime Vorgesprecher eines neuen, linken, antifaschistischen Deutschlands zu sein. Das wurde zu keinem Zeitpunkt deutlicher als im Mai 1952, als Paul Celan vor der Gruppe 47 in Niendorf las und zum „Reinfall in der Gruppe“ (O-Ton Walter Jens)²⁷ wurde, dessen Vortrag der *Todesfuge* man alternativ mit „Singsang [...] wie in einer Synagoge“ (so der Gruppenchef Richter) und Reden von Goebbels assoziierte.²⁸ Die „sehr eigentümliche kollektive Kriegserinnerung dieses Männerbundes“²⁹ namens Gruppe 47 war mit der Erfahrung eines Überlebenden der Shoah wie Paul Celan nicht nur nicht vermittelbar – sie war ihr feindlich. So muss man für die späten vierziger und fünfziger, häufig noch sechziger Jahre von einem Versagen nahezu aller nichtjüdischen jüngeren Autoren

²⁵ Vgl. dazu zuerst Wolfgang Emmerich: Zwischen Hypertrophie und Melancholie. Die literarische Intelligenz der DDR im historischen Kontext. In: Universitas 48 (1993), S. 778–792.

²⁶ Klaus Briegleb: Ingeborg Bachmann, Paul Celan. Ihr (Nicht-)Ort in der Gruppe 47 (1952–1964/65). Eine Skizze. In: Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Poetische Korrespondenzen. Hg. v. Bernhard Böschstein und Sigrid Weigel. Frankfurt/Main 1997, S. 29–81; und ders.: Mißachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage „Wie antisemitisch war die Gruppe 47?“ Berlin u. Wien 2003, S. 183–214 und passim.

²⁷ Walter Jens, zitiert in: Hans Werner Richter. Briefe. Hg. v. Sabine Cofalla. München u. Wien 1997, S. 128.

²⁸ Vgl. Milo Dor: Auf dem falschen Dampfer. Fragmente einer Autobiographie. Wien u. Darmstadt 1988, S. 214.

²⁹ Wolfgang Emmerich: Paul Celan. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 92.

deutscher Sprache sprechen, was ihr öffentliches Verhältnis zum Holocaust angeht – beinahe gleichgültig, ob sie im Osten oder im Westen Deutschlands oder in Österreich lebten. Sie sind lange, allzu lange vereint in der Ignoranz gegenüber dem, was das „Geschichtszeichen“³⁰ Auschwitz für sie – wie für uns alle – bleibend bedeutet.³¹

1969 erschien in der DDR jener großartige Roman von Jurek Becker (1937–1997), *Jakob der Lügner*, der die Ghettos in den polnischen Großstädten und die in ihrer Nähe befindlichen Mordlager der SS ins Gedächtnis der DDR-Leser zurückrief. Becker, selbst als Kind im Ghetto von Lodz aufgewachsen, wählte den Kunstgriff, nicht den Massenmord direkt darzustellen, wohl aber seine ständig präsente Bedrohung – und die gleichzeitige Hoffnung der Ghettobewohner, die Rote Armee möge rechtzeitig anrücken und sie vor dem Tod im Vernichtungslager bewahren. Becker zeigt auch nicht kämpfende Heroen wie seinerzeit Stephan Hermlin, sondern Helden des Alltags wie den Zuckerbäcker und Eisverkäufer Jakob Heym, der die Notlüge vom versteckten Radio aufrechterhalten muss, um den Ghettobewohnern Hoffnung zu geben. Denn aus diesem imaginären Radio kommen die erfundenen Meldungen vom Vorrücken der russischen Front.

In den siebziger Jahren sind es nun auch nichtjüdische DDR-Autoren, deren Texte einen Bewusstseinswandel dokumentieren und damit auch den späten Nachfahren der Kriegsliteratur ein anderes Gesicht geben. So ist in Franz Fühmanns ungarischem Tagebuch *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* von 1973 der folgende Eintrag zu lesen:

³⁰ Vgl. Immanuel Kant: Der Streit der Fakultäten. Zweiter Abschnitt [1798]. In: Werke. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 6. Frankfurt a.M. 1964, S. 357. Kant erläutert den Begriff „Geschichtszeichen“ sehr schön als „signum rememorativum, demonstrativum, prognosticon“. Vgl. grundsätzlich und erhellend zum Thema „Geschichtszeichen“ in der Kant-Nachfolge den gleichnamigen Sammelband von Heinz Dieter Kittsteiner (Köln u. a. 1999), hier besonders seinen Aufsatz: Kants Theorie des Geschichtszeichens. Vorläufer und Nachfahren, S. 81–116. Auch Thomas Taterka verwendet den Ausdruck in seinem Aufsatz: „Buchenwald ...“ (Anm. 1), S. 316.

³¹ Vgl. dazu vor allem Ernestine Schlant: Die Sprache des Schweigens: Die deutsche Literatur und der Holocaust. München 2001. – In der westdeutschen Literatur der fünfziger Jahre begegnet immerhin ein Erzähltext, der aus der Darstellung des Kriegsgeschehens die Massenverbrechen an der Ostfront nicht ausspart: *Am grünen Strand der Spree. So gut wie ein Roman* (Berlin 1955) von Hans Scholz vom Jahrgang 1911. Der Reigen von mehreren Kriegserzählungen (natürlich von Männern) wird hier eröffnet durch die Verlesung (fiktiver) Tagebuchblätter eines noch in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Wehrmichtsangehörigen, der beim Vorrücken deutscher Truppen im Osten seit dem 22. Juni 1941 Zeuge von Massenerschießungen von Juden durch „lettische Zivilisten“ – aber „Deutsche Polizisten führten die Aufsicht in alten grünen Uniformen“ – wird, die ihn zutiefst verstören (S. 76f. und passim). Auch die Deportation der europäischen Juden mit dem Ziel ihrer Vernichtung („Das jeht durch alle Länder“, S. 70) wird deutlich benannt. Es stellt sich die (hier nicht zu erörternde) Frage, warum das Buch in den ersten Jahren nach seinem Erscheinen in der Bundesrepublik noch keine öffentliche Debatte zum Thema Holocaust ausgelöst hat, obwohl es von Beginn an, also seit 1955, und bis zum Ende der siebziger Jahre weithin gelesen wurde. Den Hinweis auf Scholz' Roman verdanke ich Moritz Baßler (Münster).

Ich bin gleich Tausenden andren meiner Generation zum Sozialismus nicht über den proletarischen Klassenkampf oder von der marxistischen Theorie her, ich bin über Auschwitz in die andre Gesellschaftsordnung gekommen. Das unterscheidet meine Generation von denen vor ihr und nach ihr, und eben dieser Unterschied bedingt unsre Aufgaben in der Literatur [...]. Ich werde der Vergangenheit nicht mehr entrinnen, nicht einmal in der Utopie. [...] Diese neue Gesellschaftsordnung war zu Auschwitz das Andere; über die Gaskammer bin ich zu ihr gekommen und hatte es als den Vollzug meiner Wandlung angesehen, mich ihr mit ausgelöschtem Willen als Werkzeug zur Verfügung zu stellen, anstatt ihr Mitgestalter mit eben dem Beitrag, den nur ich leisten könnte, zu sein.³²

Das Tragische für den Verfasser dieser respektablen Sätze ist, dass er am Ende zu der Feststellung gelangt, sich den neuen (kommunistischen) Machthabern, denen er hohen moralischen Kredit eingeräumt hatte, für mehr als zwei Jahrzehnte „mit ausgelöschtem Willen als Werkzeug zur Verfügung“ gestellt zu haben – was er nun nicht mehr durchhält und widerruft. Franz Fühmann, der gläubige sudetendeutsche SA-Mann von einst und flammende Stalinist der fünfziger Jahre, ist im letzten Jahrzehnt seines Lebens (er starb 1984) ein zutiefst ernüchterter und verzweifelter, aber auch durch und durch integrierter Mann gewesen.³³

Auch Christa Wolf (1929 geboren) hat ein Buch geschrieben, das zwar nicht den Holocaust zum Thema hat, über dem derselbe jedoch wie ein Menetekel steht: Es ist die Rede von ihrem autobiographischen Roman *Kindheitsmuster* von 1976. Hier ist nicht der Ort, sich differenziert mit dem Text auseinanderzusetzen, der neben einer hartnäckigen Suche nach Spuren des Nazismus in der eigenen Kindheit und damals ausgebildeten autoritären Charakterstrukturen – ebenjenen ‚Kindheitsmustern‘ – auf der erzählten Gegenwartsebene der DDR in den siebziger Jahren auch fragwürdige Kompromisse und (neue) Leerstellen enthält. Bemerkenswert, jedenfalls für die damalige DDR, sind gleichwohl Sätze wie die folgenden:

der [Erinnerungs-]Schwund muß einem verunsicherten Bewußtsein gelegen gekommen sein, das, wie man weiß, hinter seinem eigenen Rücken dem Gedächtnis wirksame Weisungen erteilen kann, zum Beispiel die: Nicht mehr daran denken. Weisungen, die über Jahre treulich befolgt werden. Bestimmte Erinnerungen meiden. Nicht davon reden. Wörter, Wortreihen, ganze Gedankenketten, die sie auslösen konnten, nicht aufkommen lassen. Bestimmte Fragen unter Altersgenossen nicht stellen. Weil es nämlich unerträglich ist, bei dem Wort ‚Auschwitz‘ das kleine Wort ‚ich‘ mitdenken zu müssen: ‚Ich‘ im Konjunktiv Imperfekt: Ich hätte. Ich

³² Franz Fühmann: 22 Tage oder Die Hälfte des Lebens. In: Das Judenauto [u.a. Texte]. Rostock 1979, S. 478. Allerdings darf man den ersten dieser Sätze nicht für bare Münze nehmen. Fühmanns erster quasiautobiografischer Text, das Poem *Fahrt nach Stalingrad* von 1953, schweigt zum Holocaust. Darauf hat Peter Demetz hingewiesen. In: Der treue Fühmann. Ein deutsches Dichterleben. [= Rezension zu Hans Richter: Franz Fühmann. Ein deutsches Dichterleben. Berlin 1992.] In: FAZ, 29.9.1992.

³³ Vgl. außerdem Fühmanns autobiographische Erzählung aus seiner Schulzeit, *Den Katzenartigen wollten wir verbrennen* (1981), die auch das Pogrom vom 9. November 1938 einbezieht und in dem Satz gipfelt: „Meine Schulzeit insgesamt ist eine gute Erziehung zu Auschwitz gewesen.“ In: Ders.: *Den Katzenartigen wollten wir verbrennen*. Ein Lesebuch. Hg. v. Hans-Jürgen Schmitt. Hamburg 1983, S. 171–182, hier S. 181.

könnte. Ich würde. Getan haben. Gehorcht haben. Dann schon lieber: keine Gesichter. Aufgabe von Teilen des Erinnerungsvermögens durch Nichtbenutzung.³⁴

Bei den Worten ‚Zweiter Weltkrieg‘ ‚Auschwitz‘, und bei ‚Auschwitz‘ das Wörtchen ‚ich‘ mitzudenken: Das waren zwei Dinge, die die SED über drei Jahrzehnte erfolgreich von der DDR-Bevölkerung ferngehalten hatte, wobei ihr die veröffentlichte Literatur half. Insofern bezeichnen Einlassungen wie die Franz Fühmanns oder Christa Wolfs eine Zäsur in der Bewusstseinsgeschichte der DDR. In der Bundesrepublik findet sich dieser Bewusstseinswandel am nachdrücklichsten in Johnsons Epochenwerk *Jahrestage*, in der Hauptsache ebenfalls, wie die Bücher Fühmanns und Wolfs, in den siebziger Jahren entstanden. Und dieser Autor, Uwe Johnson, ist bemerkenswerterweise in der DDR groß geworden. Aber er ist auch einer der ersten, denen die Borniertheit des DDR-Antifaschismus auffiel, und er zog Konsequenzen aus dieser Erkenntnis.³⁵

³⁴ Christa Wolf: *Kindheitsmuster*. Roman. Darmstadt u. Neuwied 1977, S. 270f. Vgl. zur Interpretation z.B. meinen Aufsatz *Der Kampf um die Erinnerung*. In: Christa Wolf Materialienbuch, Hg. v. Klaus Sauer. Darmstadt u. Neuwied 1979, S. 111–117.

³⁵ Uwe Johnson: Versuch, eine Mentalität zu erklären. In: Ders.: *Berliner Sachen. Aufsätze*. Frankfurt a. M. 1975, S. 52–63.

GRAŻYNA BARBARA SZEWCZYK

Die literarische Darstellung der Fahnenfluchtproblematik

Über die komplizierte und sensible Problematik der militärischen Verweigerung während des Zweiten Weltkriegs hat man in Deutschland lange Zeit geschwiegen. Als sie Anfang der achtziger Jahre, im Zusammenhang mit der Debatte über die Errichtung von Gedenkstätten für Deserteure, in das Interesse einer breiten Öffentlichkeit rückte, bezogen die Diskussionsteilnehmer, darunter auch die ehemaligen Kriegsteilnehmer, keine klare, eindeutige Stellung.

1986 wurde in Vegesack das Denkmal *Dem unbekanntem Deserteur* aufgestellt, in den darauf folgenden Jahren enthüllte man einige Denkmäler und Gedenktafeln in anderen deutschen Städten, z.B. das Denkmal *Den Deserteuren aller Kriege* in München, das *Denkmal für den unbekanntem Deserteur* in Hannover, die Gedenktafeln in Göttingen oder in Braunschweig. Die Einweihung der Gedenkstätten löste in den deutschen Medien heftige Kontroversen über unterschiedliche Formen der Desertion und ihre juristische und moralische Bewertung aus und zeigt, wie sensibel und umstritten das Thema war.

Eine offizielle Anerkennung und Rehabilitierung der vom Militärgericht zum Tode hingerichteten Fahnenflüchtigen – im Laufe des Zweiten Weltkrieges ergingen 22.000 Todesurteile des Militärgerichts, von denen 15.000 vollstreckt wurden – blieb bis Ende der neunziger Jahre aus. 1998 beschloss der Deutsche Bundestag ein Gesetz zur Rehabilitierung aller Deserteure, das 2002 so geändert wurde, dass außerdem die Urteile der Militärjustiz gegen Deserteure der Wehrmacht pauschal aufgehoben wurden.

Selbst die Historiker waren in der Debatte um Verweigerung und Widerstand gegen das NS-Regime nicht einig. Während die einen die Fahnenflucht „als Zeichen von Angst, Feigheit und Verrat“ beurteilten, sprachen die anderen „von einer Schwächung

des Regimes durch individuelle Unterlassung [...] und von einem individuellen Akt des Widerstandes.“¹ Auf die individuellen Gründe der Desertion ging man nicht ein.

In der deutschen Nachkriegsliteratur gibt es wenige Erzähltexte, die die Schicksale der Fahnenflüchtigen, ihr Verhalten, ihre Zweifel und Ängste untersuchen. Während die Ursachen des „unsoldatischen Handelns“ nur am Rande erwähnt und ergründet werden – in den meisten Fällen muss man wohl von einem Motivbündel sprechen, das sich für die Außenstehenden kaum entwirren lässt –, nimmt die Beschreibung des militärischen Alltags und der strafenden Maßnahmen im Erzählvorgang viel Platz ein.

Thomas Kraft stellt in *Fahnenflucht und Kriegsneurose* fest: „Aus der Masse von Erinnerungs- und Verklärungsschriften ragen nur wenige Texte heraus, die es wagen, den vielbesungenen Mythos des heroischen Landlers mit Bildern der Verweigerung, der Angst, des zivilen Ungehorsams und des Widerstandes zu kontrastieren.“² Er verweist in dem Zusammenhang auf die „autobiographischen Erfahrungsberichte[,]“ die mittels offener Strukturen und ästhetischer Experimente „die Schattenseiten des Krieges“ und seine Grausamkeit als „allgemein mögliche Chiffre menschlicher Existenz begreiflich machen.“³

In der vorliegenden Studie zur Fahnenfluchtproblematik wird auf diejenigen Werke zurückgegriffen, die auf autobiographischen Erlebnissen der Verfasser beruhen, das Authentische mit persönlichen Aussagen verknüpfen und das Thema der Desertion im Kontext des Zeitgeschehens reflektieren. Es geht um die Autoren, die „die Übergriffe des Unrechtsstaates“ am eigenen Leib erfahren und die Desertion für die „äußerste Form der Selbstverteidigung“⁴ und bewusste Willensäußerung gehalten haben. Mit Ausnahme von Gerhard Zwerenz, dessen Essays zu den nichtfiktionalen Texten zählen, werden Romane und Erzählungen analysiert, so von Alfred Andersch, *Die Kirschen der Freiheit. Ein Bericht* (1952) und *Winterspelt* (1974), Heinrich Bölls *Entfernung von der Truppe* (1964) und Hugo Hartungs *Der Deserteur oder Die große belmontische Musik* (1951), die in der ästhetischen Verarbeitung des Fluchterlebnisses Gemeinsamkeiten zeigen und dem Leser mit Hilfe verschiedener Erzählstrategien assoziative Freiräume bereitstellen.

Der Deserteur Wilhelm Schmöder in der Erzählung *Entfernung von der Truppe* ist wie Böll 1917 in Köln geboren, wo sich der Großteil der Handlung abspielt, wird 1939 zur Wehrmacht eingezogen, nach Frankreich geschickt und mehrfach verwundet. Die traumatischen Erlebnisse des Schriftstellers, die der Fahnenflucht seines Protagonisten

¹ Wolfgang Benz: Verweigerung im Alltag und Widerstand im Krieg. In: Informationen zur politischen Bildung 2000 (243). www.bpb.de/publikationen/L5JXH6,3,0,Verweigerung_im_Alltag_und_Widerstand_im_Krieg.html

² Thomas Kraft: *Fahnenflucht und Kriegsneurose. Gegenbilder zur Ideologie des Kampfes in der deutschsprachigen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg*. Würzburg 1994, S. 1f.

³ Ebd., S. 154.

⁴ Alfred Andersch: *Die Kirschen der Freiheit. Ein Bericht*. Mit einem Nachwort von Martin Gregor Dellin. Zürich 1968, S. 108.

zugrunde liegen,⁵ lassen sich im Handlungsverlauf erkennen. Während aber die Desertion Bölls als zielgerichteter Protest gegen den Krieg und als Ausdruck seiner pazifistischen Haltung erscheint, wirkt Schmölders Entscheidung für die militärische Verweigerung wie eine spontane Handlung, eine Reaktion auf die Absurditäten des Krieges im Affekt, in der Hoffnung, dem Zwangsschicksal möglichst schnell entkommen zu können. In der Erzählung kritisiert und parodiert der Ich-Erzähler nicht nur den Heldenkult und die herrschende Ideologie in ihrer sprachlichen Ausformung, sondern auch den schrecklichen militärischen Alltag, in dem die Wehrmachtssoldaten stets gedemütigt und sanktioniert werden. Die Art und Weise, wie die Wehrmacht mit ihren Soldaten umgeht und welche Leistungen sie von ihnen verlangt, wirkt sich auf ihr ‚unsoldatisches Verhalten‘ aus.

Wilhelm Schmölder ist ein Einzelgänger, ein „Romantiker und Neurotiker“, der kurz nach der Einberufung in die Wehrmacht eine Augenkrankheit simuliert, wofür er mit der schmutzigen Arbeit in der Kaserne – er reinigt die Latrinen, sortiert die Kartoffeln im Keller – bestraft wird, später, als er von seinem Heiratsurlaub in die Einheit nicht zurückkommt, bekommt er eine Gefängnisstrafe und wird danach an die Front nach Frankreich geschickt. Seine Gehorsamsverweigerung und Auflehnung gegen die militärischen Normen und die propagandistische Sprache wirken erfolglos, sogar absurd. Der Deserteur handelt kaum und lässt sich von den Umständen leiten, die seine Kräfte übersteigen. Er versucht mehrmals von der Fahne zu fliehen, weiß jedoch, dass es kein Entkommen gibt. Somit erscheint sein soldatischer Ungehorsam als eine Tat, die nirgendwohin führt und in Resignation mündet.

In den *Frankfurter Vorlesungen*, die zwei Jahre nach der Publizierung der *Entfernung von der Truppe* erschienen, geht Böll auf das Thema der militärischen Verweigerung erneut ein, das er diesmal im Zusammenhang mit der Frage nach dem Humanen und Inhumanen erwägt und verbittert kommentiert.

Es wird, wenn das Wort Befehl vor Gericht steht, zu wenig von denen geredet, die Befehle *nicht* ausgeführt haben: Erschießungsbefehle, Sprengungsbefehle. Menschen wurden vor dem Tode gerettet, Städte und Brücken bewahrt. Das Inhumane darf sich auf Befehlsnotstand berufen, das Humane scheint suspekt zu sein, weil es vom Befehlsnotstand keinen Gebrauch machte.⁶

Bölls Erzähler fordert zur Entfernung von der Truppe auf, obwohl er weiß, dass dies zunächst nur Worte sind. Die Soldaten sind weder ausgestattet noch mutig genug, Wi-

⁵ Nach dem Fronteinsatz in Russland im Sommer 1943, bei dem Böll mehrfach verletzt wurde, entschloss er sich, zunächst eine Krankheit zu simulieren. Mit Hilfe des befreundeten Arztes unterzog er sich einer Spritzenkur, die zur Erhöhung der Körpertemperatur führte. Schließlich desertierte er und versteckte sich bei seiner Frau in einem Dorf im Bergischen Land. Durch die Fälschung von Urkunden verlängerte er immer wieder seinen Heimaturlaub, dann versetzte er sich mit Hilfe eines gefälschten Marschbefehls selbst zu einer in der Nähe stationierten Einheit, um dem drohenden Fronteinsatz zu entgehen. Bei einem Marsch floh er, wurde aber kurz darauf aufgegriffen, im April 1945 noch einmal einer Einheit zugeteilt, die zuletzt in amerikanische Gefangenschaft geriet.

⁶ Heinrich Böll: *Frankfurter Vorlesungen*. Köln 1966, S. 47.

derstand gegen die Maßnahmen ihrer Vorgesetzten und die Kriegsmaschine zu leisten. Darum appelliert Böll an die Ehrlichkeit und Vernunft der Menschen in einer grausamen Zeit, in der es nur wenige wagen, Menschlichkeit zu bewahren.

Anders stellt sich das Problem der Desertion Alfred Anderschs dar, der genauso wie der drei Jahre jüngere Heinrich Böll zur Wehrmacht eingezogen wurde, den Soldaten-eid „unterm Zwang“ leistete und von der Armee desertierte. Er floh von der Fahne am 6. Juni 1944 in Italien, als er mit der Radfahrerschwadron einer Luftwaffenfelddivision an den rückflutenden deutschen Verbänden vorbei „nach vorn geworfen wurde.“ Er desertierte, wie er in dem Bericht *Die Kirschen der Freiheit* schreibt, in „die Freiheit“ und begab sich freiwillig in amerikanische Gefangenschaft. Im Buch, das von der Kritik als ein heißumstrittenes Werk bezeichnet wurde, werden entscheidende Situationen im Leben des Ich-Erzählers (z.B. seine Buchlektüren, sein politisches Engagement in der Kommunistischen Partei und der Dienst in der Wehrmacht) geschildert und die Fahnenflucht erscheint als logische Konsequenz. Der Erzähler, der den Erzählvorgang stets kommentiert und reflektiert und sich um die Wahrhaftigkeit der rekonstruierten Ereignisse bemüht, identifiziert sich mit dem subjektiven Erlebnis der Fahnenflucht und lässt die Desertion als einzig mögliche Konsequenz seines Handelns erscheinen. „Mein Buch hat lediglich die Aufgabe, darzustellen, daß ich, einem unsichtbaren Kurs folgend, in einem bestimmten Augenblick die Tat gewählt habe, die meinem Leben Sinn verlieh und von da an zur Achse wurde, um die sich das Rad meines Seins dreht.“⁷

Die Schilderung der Fahnenflucht kurz vor dem Beginn der Invasion der Alliierten in der Normandie erfolgt im Rahmen einer existentialistischen Meditation über die Angst – der Erzähler verspürt immer wieder die Angst vor dem sinnlosen Tod – und die Freiheit, die, wie er schreibt, „in der Wildnis lebt und ein paar Atemzüge lang dauert.“ Der Bericht endet mit dem Lob der Wüste und der Kunst, die als „eine Form des Kampfes gegen das Schicksal“ erscheint. Manche vom Erzähler als Wahrheit deklarierten Lehren zeigen sich als scheinbar objektiv, seine Entscheidung für militärische Verweigerung, die aus der Sehnsucht nach der uneingeschränkten Freiheit resultiert, wirkt jedoch authentisch. Der Text regt zur Auseinandersetzung mit dem Problemkomplex an, geht über dessen historische Dimension hinaus und stellt die Fahnenflucht vor dem Hintergrund des militärischen Alltags dar, der die innere und äußere Freiheit der Soldaten einschränkt. Andersch leugnet die Kameradschaft und den unter Zwang geleisteten Soldateneid. Die beiden ‚soldatischen Verpflichtungen‘ erklärt er für ungültig und führt einen neuen Ehrbegriff an: die Ehre des Deserteurs. „Dass er dem Tode ins Angesicht schauen kann, macht die Ehre des Kämpfers aus, wie schon Schiller sehr richtig bemerkte. Wie es die Ehre des Deserteurs ausmacht, sich vom Angesicht des Todes abzuwenden, von dem Gorgonenhaupt, das nicht zur Tat befreit, sondern den, der es anblickt, versteinert.“⁸ Somit wird das Handeln des Fahnenflüchtigen begründet, philosophisch und moralisch legitimiert.

⁷ Andersch: *Die Kirschen der Freiheit* (Anm. 4), S. 71.

⁸ Ebd., S. 83.

Das andere, 1974 entstandene Werk des Schriftstellers, *Winterspelt*, das das Motiv der Desertion in das Handlungsgeschehen einbezieht, ist ein interessantes Erzählprojekt, in dem Fakten mit Fiktionen konfrontiert werden, während das historische Kriegsgeschehen jedoch weitgehend ausgegrenzt bleibt und nur die Kulisse der Handlung bildet. Ausgehend von militärischen Dokumenten, Verpflegungs- und Ausrüstungsplänen, Interviews mit Überlebenden, ihren Biogrammen, Tagebuchauszügen und persönlichen Erinnerungen, erwägt der Autor, der sich in Kommentaren immer wieder zu Wort meldet, eine „Möglichkeit“, durch persönliche Entscheidung den Verlauf der Geschichte positiv beeinflussen und verändern zu können.

Die Handlung des Romans spielt im Herbst 1944 in Winterspelt, unweit von der belgischen Grenze. Obwohl sich die Frontoffiziere der Wehrmacht zu diesem Zeitpunkt klar darüber sind, dass der Krieg verloren ist, befolgen sie weiterhin die Befehle aus dem Führerhauptquartier. Die Hauptfigur, Major Joseph Dincklage, Bataillonskommandeur in Winterspelt, hat noch niemals einen Befehl verweigert. Den Krieg und dessen Schrecken deutet er existentiell, als ein von konstanten Naturgesetzen und reiner Willkür beherrschtes Chaos. Selbst gehört er nicht zu den Sympathisanten der nationalsozialistischen Ideologie, sucht allerdings, sich „halbwegs vernünftig zu verhalten.“⁹ Vernünftig handeln bedeutet für ihn, den erfahrenen Offizier, sinnloses Blutvergießen zu verhindern und zu kapitulieren. Er will sein Bataillon kampfflos den Amerikanern übergeben und auf diese Weise „Hundertern das Leben retten.“ Allmählich gewinnt Dincklage für seinen Plan drei weitere Gegner des Regimes, Käthe Lenk, den ehemaligen Kurier der illegalen KPD Hainstock und den Kunsthistoriker Schefold. Die Dinge entwickeln sich aber anders als erwartet. Der Bataillonskommandeur denkt nämlich nicht mehr an die kampfflose Übergabe, seitdem ihm ein Geheimbefehl den eindeutigen Auftrag erteilt hat, abzurücken. Die Ardennenoffensive, die wenige Wochen darauf einsetzt, kostet 75.000 Menschen das Leben. Winterspelt wird am 20.1.1945 von der amerikanischen Armee erobert.

Andersch kritisiert in seinem Buch das Militär, seine Strukturen und den überholten Ehrbegriff. Den Krieg hätte man seiner Meinung nach mittels Furchtlosigkeit und Vernunft verhindern können. Dieser Gedanke lässt den Protagonisten nicht los und bewegt ihn, den „Desertionsplan“ zu ersinnen. Obwohl der Plan misslingt und der Verlauf der Geschichte unangetastet bleibt, erscheint er als Gegenbild zur Ideologie des Krieges und als alternatives Handlungsmuster.

Im Roman *Winterspelt*, genauso wie im autobiographischen Bericht *Die Kirschen der Freiheit*, unterzieht der Autor die Wechselwirkungen zwischen den Kriegsgeschehnissen und den daraus resultierenden Handlungen des Einzelnen einer kritischen Reflexion und verweist auf die uneingeschränkte Freiheit des Individuums zur Entscheidung, auf sein Recht, sich gegen den Krieg zu entscheiden. Seine Deserteure brechen den Eid, bestreiten die Kameradschaft und wagen „in der Wildnis“ das Abenteuer des Neuen. Die Sehnsucht nach der Freiheit und der Mut, sich gegen das Schicksal, gegen Macht

⁹ Alfred Andersch: *Winterspelt*. Zürich 2006, S. 66.

und Gewalt aufzulehnen, entsprechen dem Gedanken von Sartre, dass sich die Freiheit nur augenblicksweise, aufgrund eines Entschlusses realisiere. Der vom Autor wieder-gegebene Augenblick der Desertion, auf den seine Figuren zulaufen, führt zu deren Selbstbefreiung und Selbstfindung und schafft die neuen Spielräume für ihre Handlungen.

Die Intentionen der beiden vorgestellten Autoren, die das verweigernde Verhalten der Figuren im Krieg darstellen, und auch die Art und Weise, wie sie mit dem Thema Desertion umgehen und es bewerten, sind unterschiedlich. In den Büchern *Winterspelt* und *Entfernung von der Truppe* erschöpfen sich die Hinweise auf Fahnenflucht in allgemeinen Andeutungen, während in *Die Kirschen der Freiheit* die Sympathien deutlich erkennbar werden.¹⁰

Exemplarisch sei auch auf die Novelle *Der Deserteur oder Die große belmontische Musik* verwiesen, in der die Fahnenflucht nicht wie bei Andersch oder Böll als ein Gegenentwurf zum Krieg ausgearbeitet wird. Das Motiv der Desertion wird vor dem geschichtlichen Hintergrund gedeutet und auf eine Metaebene, weg vom Alltag des Krieges, transferiert, um die Bewusstseinsveränderung des Protagonisten aufzuzeigen. Die Handlung spielt in den letzten Kriegstagen in Breslau, das durch Artilleriebeschuss und Luftbombardements immer mehr zerstört und von allen Seiten eingekesselt wird. Der 45jährige Erzähler, ein Schriftsteller namens T., der als Augenzeuge die Ereignisse aus der Nähe beobachtet und erlebt, bekundet bereits in den ersten Sätzen seines Berichts die massenhafte, eigenmächtige Entfernung der Soldaten von ihren Truppen.

Nun geschah es in den letzten Wochen des seinem Ende entgegen rasenden Krieges, dass in der belagerten Stadt, deren ‚Durchhalten‘ diejenigen als Sinnlosigkeit empfanden, die sie liebten und in ihr daheim waren, in steigendem Maße sich Soldaten von ihren Truppenteilen entfernten und irgendwo in Kellern, Häusern, Schrebergärten oder Parks verschwanden und für alle Nachforschungen unauffindbar blieben.¹¹

Der Schriftsteller T., der „mit einer übereilt zusammengestellten Alarmeinheit“ „zum längst fragwürdig gewordenen Schutze der Stadt“¹² eingesetzt wird, teilt seine Empfindungen mit und flicht in die Aussage ironische Kommentare ein. Seine spontane Entscheidung, für eine Weile den Kriegsdienst und soldatische Verpflichtungen vergessen zu wollen, hat ernste Folgen. Der Protagonist befindet sich mit dem Auftrag auf dem Weg zum Bataillonsstab, wichtige militärische Dokumente dem Kommandanten zu überbringen und die Feldpost abzuholen. Ergriffen von der Sehnsucht, die eigene Wohnung in der Stadt noch einmal betreten zu dürfen, macht er einen Abstecher, wird von einer Patrouille entdeckt und festgenommen. Seine Festnahme resultiert aus der unglücklichen Verkettung an sich harmloser Ereignisse, an deren Konsequenzen er im Moment „des unsoldatischen Verhaltens“ nicht denkt. Er wollte nur seine in der Wohnung zurückgelassenen Manuskripte vor der Zerstörung retten und seine „schriftstelleri-

¹⁰ Vgl. ebd., S. 136.

¹¹ Hugo Hartung: *Der Deserteur oder Die große belmontische Musik*. München 1951, S. 23.

¹² Ebd., S. 12.

sche Bestimmung“ neu definieren. Seine Desertion geschieht unbewusst, es droht ihm jedoch die Todesstrafe. Beim zweiten Mal, als er tatsächlich desertiert, bleibt er vermisst und entgeht dem Militärgericht. Er war – heißt es im Text – als Deserteur glücklich und wie neugeboren heimgekehrt. Seine Tat wird im Handlungsgeschehen zum Selbstfindungsakt stilisiert. In der Nacht, zu Hause, gelangt er zur Ruhe, schreibt den Abschiedsbrief an seine Frau und erlebt eine heitere, traumhafte und erfüllte Stunde.

Aus Zwang bin ich in die Freiheit desertiert, und ich weiß, daß sie erst da vollkommene Freiheit wird, wo sie eine höhere Bindung eingeht. Der Name für diese Bindung? Nennen wir beide sie die belmontische Musik. Sie durchklingt mich ganz in diesen Stunden [...]. Und in die große belmontische Melodie ist ja nicht nur der Tod als Möglichkeit (oder Notwendigkeit?), sondern auch die Kindheit als Erinnerung und stets die Liebe als Gewißheit eingeschlossen.¹³

Die Art und Weise, wie sich der Autor mit dem Thema der Fahnenflucht auseinandersetzt – in der Novelle werden spezielle Suchtrupps für Fahnenflüchtige erwähnt, es ist auch die Rede von einer Namensliste und der Verunglimpfung der desertierten Soldaten in der örtlichen Zeitung –, deutet auf seine ambivalente Haltung hin. Der Schriftsteller T. wird am Ende als Mensch bezeichnet, „der zum Deserteur werden musste, um die rechte Sache zu erkennen, für die allein es zu kämpfen lohnt, und für die mit den Waffen des Herzens, der Seele und der schöpferischen Phantasie immer wieder gekämpft werden muss.“¹⁴ Für ihn symbolisiert der Begriff der Fahnenflucht die Verschmelzung von Leben und Kunst, weg vom Alltag des Krieges, und nur in diesem Sinne wird sie von ihm akzeptiert und gedeutet.

Die Texte von Böll und Andersch, die unterschiedliche Motivationen der Fahnenflucht (der militärische Alltag, der Grad des Zwangs innerhalb der Armee, das Verlangen nach Freiheit, Elend und Chaos der Kriegswirklichkeit, die pazifistische Haltung der Soldaten) aufdecken und kommentieren, distanzieren sich jeweils von der Dämonisierung bzw. Mythisierung des Themas, auch wenn der hohe Grad an Subjektivität, der ihnen eigen ist, dies auf den ersten Blick nicht vermuten lässt. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die inneren Konflikte der fahnenflüchtigen Soldaten, ihre Projektionen von Freiheit, ihre Ängste und moralischen Entscheidungen. Somit wird der existentielle Charakter der Desertion herausgestellt. „Freiheit avanciert zum zentralen Wert, Flucht wird hier als radikale Konzentration auf die eigene Selbstbestimmung verstanden, außerhalb juristischer Ansprüche“¹⁵ – stellt Kraft fest. Im Buch von Hugo Hartung fehlen dem Protagonisten Mut und Entschiedenheit im Moment der Desertion, die er nicht bewusst begeht. Sein ambivalentes Urteil über die Tat beweist, dass er das Problem nicht versteht und nicht imstande ist, über das Wesen der Fahnenflucht kritisch nachzudenken. Unbequeme Wahrheiten werden ausgespart und die persönliche Betroffenheit der Hauptfigur verdeckt. „Eine Unentschiedenheit zwischen Pflicht und Vernunft, ein hilfloser Fatalismus, ein fehlendes Problembewusstsein verantworten das Ausbleiben kritischer Fragen [...]“¹⁶

¹³ Ebd., S. 58f.

¹⁴ Ebd., S. 60.

¹⁵ Kraft: Fahnenflucht und Kriegsneurose (Anm. 2), S. 154.

¹⁶ Ebd., S. 154.

Vor diesem Hintergrund ist die *Sächsische Autobiographie* in 99 Fragmenten von Gerhard Zwerenz ein Text,¹⁷ den man sowohl als persönliches Bekenntnis des Zeitzeugen als auch als einen interessanten Beitrag zur heutigen Diskussion über Wehrmachtsdeserteure betrachten kann. Um die historischen Begebenheiten in Zwerenz' Autobiographie zu überblicken, muss man an die wichtigsten Stationen in seinem Leben erinnern. Geboren 1925 in Gablenz/Sachsen als Sohn eines Ziegelarbeiters, nahm er zwei Jahre lang als Soldat am Zweiten Weltkrieg teil. 1944 desertierte er zur Roten Armee und geriet 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft. 1948 kehrte er aus der Kriegsgefangenschaft zurück, diente kurz bei der Volkspolizei in Chemnitz, trat 1952 der SED bei und begann das Studium der Philosophie bei Ernst Bloch in Leipzig. Seit 1956 arbeitete er als freiberuflicher Schriftsteller und geriet wegen seiner Mitarbeit am Kabarett ‚Die Pfeffermühle‘ und seiner Feuilletons auf die Liste der ‚Feinde der Republik‘. Er wurde aus der Partei ausgeschlossen, erhielt Publikationsverbot und konnte 1957 seiner Verhaftung nur durch die Flucht in den Westen entgehen. Zwerenz ist der Autor mehrerer Romane, Erzählungen, Essays sowie weiterer publizistischer Texte. Mehrmals hat er sich zu seiner Desertion geäußert und das Thema publizistisch aufgearbeitet.

Ein erster Versuch zu desertieren, während er bei Monte Cassino an der italienischen Front kämpfte, war missglückt. Zu den traumatischen Kampferlebnissen, Bildern von erschossenen Kameraden und der misslungenen Fahnenflucht kehrt er in seinen Erinnerungen und Tagebüchern zurück. Im Gedicht *Genossin Sonne*, mit dem er das 77. Kapitel seiner Autobiographie, *Wir lagen vor Monte Cassino*, abschließen lässt, ist der Ton der Verbitterung und Anklage spürbar.

Wer einmal desertiert ist, ist für
Immer verloren. Sein Platz ist
Am Strand. Er kämpft für ein
Anderes Vatermutterland.

Versonnen blickt er aufs Meer,
Glückwunsch der Sonne zum
Blutroten Sonnenuntergang,
Sie – ein Deserteur von höchstem Rang.

Und nun der kalte Mond am Himmel.
Die Nacht voller Soldatengewimmel.
Fahnenflüchtige, die Fresse im Sand.
Spuck's aus, dein Vaterland.¹⁸

In einem anderen Kapitel seines umfangreichen Werkes (14: *Nachwort*) geht der Schriftsteller auf seine Desertion zur Roten Armee ein und vergleicht die eigene Ent-

¹⁷ Die einzelnen Fragmente der Autobiographie sind auf der Internetseite www.poetenladen.de/zwerenz-gerhard-saechsische-anthologie.htm zu finden.

¹⁸ Siehe: www.poetenladen.de/zwerenz-gerhard-sachsen77-monte-cassino.htm.

scheidung mit der Motivation der anderen Wehrmachtssoldaten, die im Zweiten Weltkrieg von der Fahne geflohen sind. Der Vergleich wird von Zwerenz sarkastisch, stellenweise beinahe parodistisch kommentiert und bewertet. Ausgehend von einer konkreten Tat verfolgt Zwerenz die Schicksale der deutschen Deserteure und knüpft an die heutige Diskussion über die Desertion in den Medien, die seiner Meinung nach relativiert, trivialisiert und ideologisiert wird, an.

Kessler¹⁹ war im Juli 1941 von der Wehrmacht zur Roten Armee desertiert. Er desertierte als Kommunist und kehrte insofern heim. Ich war 19 Jahre alt, als ich im August 1944 zur Roten Armee, wie die FAZ das nennt, überlief. [...] Stefan Wachtel, Diplom-Sprechwissenschaftler, brummte ein paar Monate in jenem Militärknast ab, dem der General Kessler ganz oben vorstand. Vielleicht sollten der Ex-General und der Ex-Obergefreite Zwerenz sich mal darüber unterhalten, was sie also falsch gemacht haben. Schließlich wurden wir beide aus der Partei rausgeschmissen, ich etwas früher 1957, und Kessler später – 1990. So waren wir alten Fahnenflüchtigen wieder fahnenlos vereint. Vielleicht könnten wir auch Stefan Wachtel einladen, der seit dem Erscheinen seines Tagebuches zwei Jahrzehnte älter geworden ist. Wir wären dann die ganze Junge Garde von Deserteuren – nun ja, Stefan desertierte in die Freiheit des Wortes, Kessler in die hohe Generalität und ich in den naiven Pazifismus.²⁰

Das Erlebnis der Fahnenflucht und der Gefangenschaft des jungen Zwerenz bildet zusammen mit den Erfahrungen aus der DDR-Zeit ein Fundament für seine Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Geschichte und deren Personen.

„Geschichte“ – schreibt er im Kapitel über Hannah Arendt – „ist erzählte Verleugnung, Kriegsgeschichte die Zubereitung zum Zwecke der Wiederholung. Das beginnt stets mit Realitätsverkennung.“²¹ Der Zeitzeuge Zwerenz provoziert und fordert mit seinem autobiographischen Text zur Debatte über die deutschen Soldaten auf, über die Gefallenen und Überlebenden, die oft, wie er betont, „aus lauter Angst vor der Gefangenschaft“ oder vor der Militärjustiz, selten aus ideologisch-weltanschaulichen Gründen desertiert waren. Er erwägt das Problem im Zusammenhang mit unterschiedlichen Biographien und zeigt, dass man das Thema sehr differenziert behandeln muss. Zuletzt bemerkt er, dass es unter den deutschen Fahnenflüchtigen auch Soldaten gab, die in die Wehrmacht unabhängig von ihrer Nationalität zwangsweise eingezogen worden waren, wie z.B. polnische Oberschlesier und Masuren mit deutscher Staatsangehörigkeit, Saarlandfranzosen, Elsassfranzosen oder Dänen. Von den verwirrenden Kriegsschicksalen der Oberschlesier haben polnische Publizisten und Schriftsteller, Ryszard Hajduk,²² Alfons Lysko, Józef Musioł, Alfons Mrowiec, Leon Wantuła und andere berichtet und

¹⁹ Heinz Kessler, später General, war der letzte Verteidigungsminister der DDR. 1993 wurde er durch das Berliner Landgericht zu siebeneinhalb Jahren Haft wegen seiner unmittelbaren Täterschaft als DDR-General verurteilt.

²⁰ <http://www.poetenladen.de/zwerenz-gerhard-sachsen99-14-kampf-der-deserteure.htm>.

²¹ <http://www.poetenladen.de/zwerenz-gerhard-sachsen11-hannah-arendt.htm>.

²² Ryszard Hajduk hat die Kriegsschicksale der polnischen Oberschlesier aus der Oppelner Gegend, die zwangsweise in der Wehrmacht gedient haben, im Buch *Pogmatwane drogi* (Warszawa 1976) dokumentiert und geschildert.

erzählt. Die große Zahl der polnischen Deserteure – an der Westfront waren es etwa 90.000 Soldaten – kann man anhand von Dokumenten und Aussagen von Zeitzeugen nachweisen. Die geglückten Fahnenfluchten fanden vorwiegend in Frankreich statt, wo polnische Untergrundorganisationen für die Unterkunft der Fahnenflüchtigen sorgten und Kontakte zur polnischen Armee herstellten, es gab aber auch Desertionen in Russland, wo die Deserteure zu den polnischen Einheiten, den Partisanen oder zu der polnischen Armee des General Anders übergelaufen sind.

Abschließend muss man feststellen, dass das Thema der Desertion der Wehrmachtssoldaten in der öffentlichen Debatte immer noch die Gemüter erregt. Eine Annäherung kommt nur zögerlich zustande. Im Gegensatz zu den Widerstandskämpfern, die in der Öffentlichkeit moralische Anerkennung erfahren, werden die Deserteure, die gegen den Kodex von Befehl und Gehorsam verstoßen, als Feiglinge oder Hochverräter abgestempelt und kritisiert. Das Schweigen über das Thema erfolgt sowohl aus der ambivalenten Bewertung der soldatischen Verweigerungsformen als auch aus der Unmöglichkeit, ein homogenes Bild des Fahnenflüchtlings aufzuzeichnen. Selbst in der fiktionalen deutschen Literatur der Gegenwart erscheint das Motiv der Fahnenflucht nur am Rande des Handlungsgeschehens. Die Auffassung der Autoren von dem Problemkomplex ist auch unterschiedlich, auch wenn die Bücher von Alfred Andersch, Heinrich Böll und Hugo Hartung die Existenz der Deserteure, ihre Ängste und die Beweggründe der Desertion erkennen und ergründen lassen.